Schweizerische Monatsschrift *Nr. 2* *Februar 1948* *Fr. 2.80*

Du

CENT ANS

CLERMONT ET FOUET

PRODUITS DE BEAUTÉ

1847–1947

Cuno Amiet, geb. 1868 : Emmy, 1894. 67×53 cm

· Du ·

Schweizerische Monatsschrift Februar 1948 8. Jahrgang

Vorwort von Arnold Kübler 4

Ingres und sein Berner Schüler Adolf von Stürler, von Prof. Dr. Max Huggler. Mit farbigen und schwarzweißen Reproduktionen nach italienischen Trecentisten, Ingres und Adolf von Stürler 7

Heim zum Onkel Fritz. Novelle von Ernst Zahn ... 25

Joy Adamson erzählt 28

Heimweh nach Kenya, von Walter Robert Corti. Mit fünf farbigen Pflanzenaquarellen 29

Afrika! Von Henry Vallotton 33

Briefe aus Mondello (Sizilien), von F. G. Jünger 35

Bauernküche in den Abruzzen. Farbphoto von Werner Bischof 37

Drei dunkle Photos, von G. Metzler 38

Vakuum, von Martha Larsson. Illustriert von Hugo Wetli 41

Begegnungen, von M. A. Tschechow 45

Der Tag, an dem der Mond gerettet wurde, von Adrien Turel 48

Hinweise auf Bücher, von Walter Robert Corti 59

Der Mäuseesser, von Otto Hofmann-Wellenhof 62

·

HUGO VON TSCHUDI

ein schweizerischer Museumsdirektor in Berlin und München. Text von Dr. Walter Hugelshofer. Mit farbigen Reproduktionen nach van Gogh, Cézanne, Monet und Manet

•••

Aus dem Skizzenbuch des Carlo Bossoli. Text von Giuseppe Zoppi. / Photographien aus drei Kontinenten. Zeitgenössisches Schaffen: Freskoentwurf von Hs. Berger

••

Erzählungen von Katherine Mansfield, H. C. Branner u. a. Unveröffentlichter Briefwechsel R. M. Rilkes mit der Gräfin Thurn und Taxis. / Essays und Buchbesprechungen

•

Hier schreibt der Leser

Du

Dein Du —. Hast du das Wort verstanden?
Dein Du ist, was um dich vorhanden,
in deiner Ichheit Einsamkeiten
dir einströmt aus dem Weltallweiten.

Unendlichkeit umfaßt dein Du:
die Geisteswelten, Dinge, Wesen.
Und mit dem Guten trägt und Bösen
dir dies der Chor der Sinne zu.

Das Du, mit vollem Liebesklang
gesprochen, birgt ein höchstes Glück.
Zwei Seelen wird's zum Engelsang,
kommt es mit gleichem Klang zurück.

Kannst liebend du ins All dich weiten,
so bist du beides: Ich und Du;
hast Geist- und Raum-Unendlichkeiten
und in der Allheitliebe Ruh.

C. H.

• Du •

Redaktion: Arnold Kübler, Chefredaktor; Walter Robert Corti; Dr. Albert Bettex
Graphische Gestaltung: Emil Schulthess.
Jeder Nachdruck, auch unter Quellenangabe, ist nur mit ausdrücklicher Bewilligung gestattet.
Druck und Verlag: Conzett & Huber, Morgartenstr. 29, Zürich 4. Tel. 251790
Verantwortlich für den Inseratenteil: W. Sinniger, Zürich, Morgartenstr. 29
Insertionstarif auf Verlangen
Abonnement jährlich Fr. 26.50, Einzelheft Fr. 2.80.
Preis pro Heft in England £ —/4/6; Holland Hfl. 2.50; Luxemburg fr. lux. 35.—; Oesterreich ö. Sch. 9.20; Tschechoslowakei Kč. 50.—; Argentinien $ m/n 3.80

VERLAG CONZETT & HUBER ZÜRICH

Morgartenstraße 29 Telephon 251790 Postcheck-Konto VIII 3790

La montre de notre époque

VACHERON ET CONSTANTIN
GENÈVE

LASS DIR ZEIT ZUM FRÜHSTÜCK

Frühmorgens schon hasten? — ein schlechter Start!

Es ist das Sprungbrett für den ganzen Tag. Wer Tüchtiges leisten will, braucht ein vollwertiges Morgenessen.

Die feine Roco-Confitüre aus süssen, ausgereiften Früchten und reinem Zucker hergestellt, ist ein mächtiger, rasch wirkender Kräftespender. Und sie schmeckt herrlich!

ROCO

Confitüre

. . . unser Kräftespender

ROCO CONSERVENFABRIK RORSCHACH A. G.

JEZLER
ECHT SILBER

ZU UNSEREM FEBRUARHEFT

Das Februar-Du ist fertig zusammengestellt. Jetzt fehlt noch das Vorwort. «Es muß kommen», sagt unser treuer Setzer und gibt mir Tag und Stunde an, da das Manuskript soll abgeliefert werden. Man sieht, daß das sogenannte Vorwort eigentlich ein Nachwort ist, das an die vorderste Stelle gesetzt wird. Es gleicht darin dem Zuckerguß des Zuckerbäckers, der auch zuletzt auf die Torte gegossen und zuerst angeknabbert wird. Wenn der Zuckerbäcker keinen Zucker hat, dann kauft er welchen, wenn aber das Vorwort nicht kommen will, schreibe ich ab. Wenn man dabei die Wörter umstellt, merkt's niemand. Zur rechten Zeit am richtigen Ort abzuschreiben, ist auch eine Kunst, aber ich übe sie nicht gern, sondern bin lieber verzweifelt. Ueber die innere Leere nämlich. Gestern war ich's auch, daher setzte ich mich ins volle Tram und fuhr aus der Vorstadt in die Herzstadt. Unterwegs blieben wir stecken. Eine Anspielung? Nein, ein Auto stand quer übers Geleise. Es hatte eine große Beule in der Seite. Aber wir waren nicht schuld daran, sondern der Gegentramzug. Der stand auch da, in inniger Berührung mit der Beule. Alle Tramgäste stellten sich um die Stätte. Es hagelte Bemerkungen. Daneben schneite es Schnee. Die Beule war in meinen Augen ein neuer Beweis dafür, daß die Menschen zu dicht beieinander wohnen. Früher fuhr ich auch in einem eigenen Wagen, aber ich litt, da ich vom Lande komme, an einer Zwangsvorstellung: ich sah immer die zehn, zwölf oder dreizehn oder mehr Pferde vor meinem Fahrzeug einhergaloppieren. Zuviel Aufwand für einen Einzelnen, dachte ich, und ließ mir das Auto abknöpfen. Also bin ich jetzt ein zugeknöpfter Tramgast. Neuerdings fahre ich im Großraumwagen. Darin fehlt's an Platz im großen. Manchmal wird man von der pneumatisch-automatisch-hermetischen Klapptür eingeklemmt. Wenn ein einsamer Arm oder ein solches Bein aus dem Wagengroßraum heraushängt, hält der Großwagen an. Dann schilt der Kondukteur. Im Wagen-Groß-Innenraum aber machen die freundlichen jungen Mädchen den älteren Frauen und den Beladenen Platz. Die Kinder stehen manchmal für die Erwachsenen auf; aber die kleinsten Lieblinge behaupten häufig ihre breiten Sitze, denn die Mütter wollen es nicht haben, daß sie in ihren jungen Rechten verkürzt würden. Mir kommt bei diesen Höflichkeiten und Unhöflichkeiten allemal der große Maler Ingres in den Sinn: Als dieser betagte Künstler in Paris ein Konzert besuchte, waren bei seiner Ankunft im Saal alle Plätze besetzt. Unter den Sitzenden befand sich auch der Dichter Anatole France, aber man sah es nicht, denn er war noch ein Jüngling.

«Jeune homme», sagte der Alte zu dem Jungen, «donnez-moi votre place, je suis Monsieur Ingres.» Der Junge erhob sich freudestrahlend. Freudig werde ich jeden Tag älter, denn es naht nach und nach die Zeit, da auch ich werde im Wagenraum groß auftreten und sagen können: «Junger Mann, geben Sie mir Ihren Platz, ich bin's.»

Aber ich sei auch nicht Monsieur Ingres, meint da der geneigte Leser. Allerdings nicht, aber wir haben ihn publiziert! Bitte, sehen Sie nach auf Seiten 7—23 dieses Heftes. Uebrigens hat's mir in Paris auch einmal an Platz gefehlt. Ich saß im Taxi, der Chauffeur fuhr, es ergaben sich Schwierigkeiten, ein Gedränge, ein durchschnittlicher Fußgänger sperrte die Bahn.

«Eh, va-t-en donc, vieille fleur de cosaque!» schrie der Chauffeur dem Entweichenden nach. Vieille fleur de cosaque!! Alte Kosakenblüte!! Dies schon bald nach dem ersten Weltkrieg. Dieser Fahrer hat's kommen sehen.

Heutzutage meiden und fliehen viele Zeitgenossen das überfüllte Europa, und die Redaktion erfreute sich neulich des Besuchs einer Dame im selbstgeschossenen Löwenmantel, die uns Blumen aus Kenya brachte, samt einer Einladung, zu ihren dortigen Freunden, den Elefanten und andern Großtieren zu kommen. Bitte, beschauen Sie die Seiten 28—32. Sie ist wieder abgereist; wir sind Zurückgebliebene im alten Erdteil, wo die Liebe zu vergessenen Winkeln in stillen Künstlergemüten blüht, solchen, wie der photographierende Herr Metzler sie aufzusuchen liebt. Sehen Sie die Seiten 38—40.

Man kann aus platzlicher Bedrängnis sich auch in die Phantasie flüchten. So haben wir aus unsern Wohnungsfenstern lange uns des Blicks aufs föhnbeleuchtete Florenz erfreut, bis ein Kritischer uns darüber aufklärte, daß es sich um Wallisellen handle. Dennoch: in Florenz hat der bernische Künstler Franz Adolf von Stürler lange gelebt, der mit Ingres befreundet war. Wer nicht weiß, wie bernische Augen, auch heute noch, geschnitten sind, kann's auf seinem Selbstporträt auf Seite 6 sehen. Er hat früh frühe florentinische Malereien gesammelt. Seine Hinterlassenschaft bildet den Anfang und Grundstock des Berner Kunstmuseums. Dort, in Bern, im Zeughaus, malt der Künstler Cuno Amiet, der im nächsten Monat seinen 80. Geburtstag feiert, zur Zeit ein Fresko. Unser Titelblatt ist ein Frühwerk aus seiner Hand, er hat's vor mehr als einem halben Jahrhundert geschaffen.

Wenn man an einem grauen Wintertag auf der Oschwand im Bernerland in Amiets Atelier kommt, dann grünt und blüht es darin wie in einem Sommergarten. Wachsen und Blühen ist das große Thema dieser Malerei. Nie wird der Maler diese Wunder zu preisen müde, die tiefste Erfahrung seines eigenen Lebens spricht in dieser Lobpreisung sich aus, die Erfahrung eines Mannes, dem ein ständiges Werden und Sicherneuern während langen Jahrzehnten zuteil wurde, derart, daß die Jugendlichkeit noch heute von dem Hochbetagten nicht gewichen ist. Bald entflammt, erfreut und entzückt sei er, sagt der Maler. Dem Entzücken folge das Vergessen, dem Vergessen das neue Entzücken. So kennzeichnet er sich selbst. Ueber die Weisheit des Vergessens wäre somit mit dem Künstler ein Gespräch zu führen und über ein anderes menschliches Treiben auch noch, das er nicht erwähnt hat: die Arbeit, die tägliche, dem eigenen Antrieb gehorsame, hingebungsvolle, unermüdliche Arbeit.

Was sagte jener Mann mittleren Alters, jener hochbegabte, auf die Gewissensfrage eines ernsten Freundes, warum er in Wahrheit nicht Künstler habe sein wollen? «Künstler? Ich liebe es nicht, viel zu arbeiten.» Was der Mann heute denn sei, fragt der Leser? Generaldirektor eines großen Unternehmens. Dies ist weder ein Witz noch eine Erfindung, sondern eine wahre Geschichte.

Der Künstler Cuno Amiet möge unsere verehrungsvollen Grüße und frühen Geburtstagswünsche freundlich entgegennehmen.

Im Winterwald. Photo Ernst Schmutz

Adolf von Stürler: Selbstbildnis im Alter von 28 Jahren, 1830. 81×64 cm

INGRES

UND SEIN BERNER SCHÜLER ADOLF VON STÜRLER
EIN KÜNSTLER UND KUNSTSAMMLER
DES 19. JAHRHUNDERTS

VON MAX HUGGLER

DER KÜNSTLER ALS SAMMLER gäbe an sich ein reizvolles Thema, das manche bekannte Künstlerbiographie lebendig zu ergänzen vermöchte. Zugleich ließe sich davon ein vermehrtes Verständnis des Kunstsammelns überhaupt erwarten; denn es läßt sich annehmen, eine jede wirkliche Sammlertätigkeit sei der Ausdruck von künstlerisch produktiven Kräften. Und wenn nun Künstler Kunstwerke fremder Hand sammeln, werden sie dies tun, weil sie mit dem erworbenen Gegenstand in eine besondere Berührung kamen, in ihm Bestätigung oder Förderung ihrer eigenen Arbeit fanden.

Im Berner Kunstmuseum enthält ein kleiner Saal an die 20 Bilder italienischer Malerei des 14. Jahrhunderts. Auf jedem Rundgang wird man berührt von der Spannung, die diese zarten Werke mit den gewichtigen Bildern bernischer Malerei von Manuel über Werner zu Anker und Stauffer, Hodler und Buri eingehen. Es ist die einzige Kollektion von Trecentisten, die sich in der Schweiz befindet, und wem das Wachstum einer öffentlichen Sammlung keine Selbstverständlichkeit ist, wird sich die Frage stellen, wie diese Bilder aus Siena und Florenz nach Bern gekommen sind. — Es ist die Künstlersammlung eines bernischen Malers, dessen Nachlaß im Jahre 1902 dem Museum seiner Vaterstadt geschenkt wurde.

An biographischen Daten über Franz Adolf von Stürler, 1802—1881, läßt sich wenig mehr in Erfahrung bringen, als was das Familienbuch der Stürler in der Berner Stadtbibliothek aufbewahrt. Der Vater, Carl Emanuel von Stürler, war 1782 nach Frankreich gezogen und hatte dort als Architekt und Bildhauer ein Vermögen erworben und sich mit einer Französin, Louise Fléchieux, verheiratet. Franz Adolf, sein einziger Sohn, widmete sich der Kunst, für die er schon als Kind große Lust und Begabung gezeigt. Als junger Mann besuchte er in Paris Kurse über Anatomie, Perspektiv-Lehre und Zeichnen nach der Natur, dann trat er als Schüler von Ingres in dessen Atelier. 1831 ging er nach Florenz, blieb dort mehr als 20 Jahre, eifrig mit den Studien alter florentinischer Meister beschäftigt. Nach seiner Verheiratung mit Mathilde Jarmann, 1853, verließ er Florenz, ging nach Paris, und dann nahm er in Versailles bleibenden Aufenthalt. Auch blieb er bis zu seinem am 16. Dezember 1881 erfolgten Hinschied seiner Vaterstadt Bern sehr zugetan.

Seine Bedeutung als Künstler sowohl wie als Kunstsammler erhielt Stürler, indem er Schüler des großen französischen Malers Jean-Dominique Ingres war. Wohl ist es nicht Ingres, der die Kunst Giottos als erster entdeckt hätte, schon in den 80er Jahren des 18. Jahrhunderts hatte Wilhelm Tischbein unter den deutsch-römischen Künstlern das Interesse an der alten italienischen Malerei geweckt, und seitdem waren Nachzeichnungen nach Giotto, Fra Angelico u. a. immer mehr in Uebung gekommen. Doch geschah dies aus dem Bedürfnis einer Abkehr vom Rokoko und der Hinwendung zu einem Stil natürlicher Einfalt, den die Zeit der Aufklärung auf den verschiedenen Gebieten des Lebens suchte. Ingres dagegen ließ aus einem kongenialen Verständnis der künstlerischen Leistung die Fresken in Padua und Assisi nachzeichnen — durch seine sämtlichen Schüler der Villa Medici in Rom — und die letzte Zeichnung, die der 87jährige wenige Tage vor seinem Tod mit zerbrechlichen Linien zog, gibt das Bild

Adolf von Stürler:
Bildnis der Mutter des Künstlers, 1828. 108×76 cm
Photo Martin Hesse

Giottos der Beweinung Christi in der Arenen-Kapelle in Padua wieder. Die Zeitgenossen bezeichneten, dem farblosen Klassizismus Davids gegenüber, mit Recht Ingres' Stil als gotisch und empfanden ein hieratisch feierliches Blau, wie das der Louvre-Odaliske, in fernem Einklang mit den Madonnenbildern Cimabues und seiner Zeit. Bevor Ingres 1825 sein Atelier in Paris eröffnete, in das der junge Stürler kurz nachher eintrat, war er auf der Rückreise von Rom vier Jahre in Florenz gewesen. Dort hatte ihn sein Jugendfreund, der Bildhauer Lorenzo Bartolini, aufgenommen, der einst seinem Mitschüler im Atelier Davids begeistert von Fra Angelico und Filippo Lippi gesprochen hatte. Die Toskana, deren Kunstwerke Ingres in den Florentiner Kirchen, in der Abtei von Vallombrosa, in Siena, Lucca und im Pisaner Dom und Campo Santo zeichnete, wirkte sich auf sein Schaffen merkbar aus, machte seine Empfindung wärmer, seine Bildnisse menschlich reicher und seine Erzählungsweise epischer. Was Ingres so von Florenz und dessen früher Kunst in sich aufnahm, übertraf bei weitem das allgemein künstlerische Verständnis seiner Zeitgenossen. Delacroix hat noch um das Jahr 1830 keinerlei Anschauung von den «Giotto, Cimabue, Orcagna, Gozzoli»; ihre Art scheint ihm mit derjenigen der Primitiven Deutschlands zusammenzufallen und der Glanz der italienischen Schule erst mit Masaccio anzuheben. Aber auch diesen andern Meister des großen Stiles hatte Ingres lange vorher entdeckt: auf der Reise nach Rom im Jahre 1806 bezeichnete er die Brancacci-Kapelle in Florenz als den «Vorhof des Paradieses».

So erhielt Stürler eine präraffaelitische Mitgift, die wirksamer war als die strenge Weisung, mit der Ingres den Schüler auf die Italienfahrt entließ, «courir droit à Raphaël», was hieß: sich nicht um die verwirrend ablenkende Fülle der künstlerischen Vergangenheit Italiens zu bekümmern, sondern als einziges Vorbild die Fresken in den Stanzen des Vatikans zu betrachten. — Aus den wenigen Tagen, die Stürler sich zum Aufenthalt in Florenz vorgesetzt hatte, wurden 22 Jahre, und der Hauptteil seines künstlerischen Werkes sowie die Sammlung der italienischen Bilder, die das Berner Kunstmuseum bewahrt, sind in diesen Florentiner Jahren zusammengekommen.

In den Frühwerken der Pariser Zeit folgt der jugendliche Adolf von Stürler offensichtlich dem Stil seines Lehrers. Sein Bildnis der Mutter von 1828 steht der Kunst von Ingres so nahe, wie ihr wenige andere Schülerwerke gekommen sind, und von diesem Bild her glaubt man gern, daß Ingres dem jungen Stürler seine Gunst und Förderung zukommen ließ. Der Gesamtton ist warm, das Licht gesammelt, die Farbe dicht und von tiefem Glanz — so sind auch die Bildnisse Ingres' aus der zweiten Hälfte der 20er

Jahre am wenigsten klassisch stilisiert und der nördlich niederländischen Tradition der französischen Bildniskunst am nächsten verpflichtet. Trotzdem bleibt Stürler entscheidend hinter dem Lehrer zurück. Ingres zeigt wohl das Gesicht meist von vorn, doch dreht er den Körper dabei leicht seitwärts, was die Vornehmheit einer ungezwungenen Haltung, Ausdruck und Gebärde des lebendigen Daseins gibt. Die strengere Frontalität im Bildnis der Mutter Stürlers verwandte Ingres nur für das eigentliche Staatsbildnis, nicht für das intime Porträt, dessen stets wechselnder Rhythmus von Kopf, Schultern, Armen und Körper eines der Geheimnisse seiner unvergleichlichen Bildniskunst ausmacht.

Das Selbstbildnis Stürlers von 1830 wiederholt im Ausschnitt und der seitlichen Wendung, mit dem über die Schulter drapierten Mantel vor der Staffelei das Bildnis, das Ingres im Alter von 24 Jahren von sich selber gemalt hatte. Stürler erweitert darüber hinaus sein Werk mit dem Bekenntnis seines künstlerischen Ideals: unter der Palette links die Bücher mit zwei angeschriebenen Bänden Dante und Evangelium, die Violine rechts im Hintergrund und die Tafel auf der Staffelei mit den Künstlernamen; Dichter, Bildhauer, Maler und Musiker sind zu Gruppen verbunden — für das Altertum Homer, Aeschylos, Sophokles, Phidias, für das Mittelalter Dante und Giotto, für die Renaissance Raffael, Leonardo, Michelangelo, Holbein, für die Neuzeit Haydn, Mozart, Beethoven, Poussin, Le Sueur und — Ingres. Diese Huldigung an den Lehrer ist ein Zeugnis für die Verehrung, die Ingres allgemein von seinen Schülern erwiesen wurde; doch enthält die Auswahl der Namen eine Vorstellung vom Wesen der Kunst, die nicht mit derjenigen von Ingres übereinstimmt. Obwohl auch er alle, die auf Stürlers Tafel verzeichnet sind, hochhielt, war sein eigenes Programm für die Apotheose Homers, deren Ausführung in die Jahre 1826/27 fällt, anders — «seltsam und ausschließlich» dünkte sie ihn. Neben dem Selbstbildnis des Meisters mit dem feurigen Blick und der stolz männlichen Haltung voll Lebens- und Sinnenkraft verrät sich hier ein zartes, aber auch schwächeres Temperament, das vom Lehrer Abstand nimmt, indem es ihn unter die Großen der Vergangenheit einreiht.

Adolf von Stürler: Florenz, 1829. Bleistift. 21,5 × 27,5 cm

Adolf von Stürler: «Une figure de femme peinte d'après nature. Etude qui peut être nommée Aréthuse.» 142 × 201 cm. Photo Martin Hesse

Tatsächlich gibt Stürler das Bildnis auf und wendet sich dem Geschichtsbild zu. Auch die Historien-Malerei des 19. Jahrhunderts hat ihren Ausgang in Ingres, und gewiß nahm Stürler für dieses Gebiet seines Schaffens die Anregungen des Lehrers ebenfalls auf; doch geht seine künstlerische Entwicklung deutlich einen andern Weg. Der Zusammenhang mit dem Lehrer wird mehr nur persönlich, menschlicher Art, etwa so, daß Stürler das Atelier bewohnt, in dem Ingres während seines Florentiner Aufenthaltes gearbeitet hat, und mit Lorenzo Bartolini befreundet wird, dessen Bildnis er malt, während der Bildhauer in Marmor das Porträt Stürlers macht.

Als einige Jahre später der Mitschüler Stürlers bei Ingres, Amaury-Duval, nach Italien zog, löste auch dieser sich von der strengen Zucht des Lehrers im Kult der Primitiven, indem er an Stelle Raffaels Fra Angelico zu seinem «Gott» macht. Und weiter erzählt Amaury-Duval in seinem schönen Erinnerungsbuch «L'Atelier d'Ingres», wie er und Stürler zusammen in Florenz bei der Ankündigung eines Besuches von Ingres ein schlechtes Gewissen bekamen. Erwachsen und frei schaffend waren doch beide vor dem Meister wie kleine Buben, die seine Unzufriedenheit mit dem «gotischen Stil» ihrer Arbeiten fürchteten.

Die schönsten Nachzeichnungen Stürlers nach einem Kunstwerk, die sein Nachlaß enthält, geben Wandmalereien der deutschen Romantiker im Casino Massimo in Rom wieder. In aquarellierten, rasch und frei hingeworfenen Skizzen gibt er zwei Szenen nach Führich, mehrere nach Schnorr von Carolsfeld und nahezu vollständig die Fresken Friedrich Overbecks im Tassozimmer. Von diesen deutschen Künstlern befand sich Overbeck noch in Rom, als Stürler dorthin kam. Mit ihm wird er persönlich bekannt geworden sein — eine Umrißkopie von einem Kopf der Brancacci-Kapelle trägt den Vermerk: «dipinta e mandata al celebre pittore Overbeck».

Die Kunst Stürlers wird in Inhalt und Form nazarenisch; sie löst sich von der strengen Ballung der Ingresschen Komposition; die Figuren stehen locker im offenen Raum, die kristallinischen Faltenbildungen erweichen sich zu den langen, schweren Zügen des Trecento-Stiles, und neben der menschlichen Gestalt, die für Ingres alles bedeutete, wird die Landschaft Spiegel des Gefühls einer neuen inneren Hingabe. Die Motive des Altertums werden ersetzt durch solche des christlichen Mittelalters, und aus Stürlers Verehrung des Künstlertums entstehen seine Bilder der Begegnung Cimabues mit dem zeichnenden Hirtenknaben Giotto und der feierlichen Ueberführung der Madonna des Cimabue nach Santa Maria Novella. Das Thema der Künstlerlegende hatte Ingres mit «Raffael und der Fornarina» sich schon im Jahr 1814 gestellt. Es galt dem Abgott seines eigenen Strebens, wogegen Stürler die Begründung zu seiner Darstellung der zwei ersten Meister der italienischen Malerei in den bekannten Versen der Divina Commedia fand; die Motive der Erzählung boten ihm die Lebensbeschreibungen des Vasari. Die vorbereitenden Studien für die Madonna des Cimabue sind die besten figürlichen Zeichnungen Stürlers, und es läßt sich annehmen, daß er das Bild als sein Meisterwerk von Anfang an für das Museum in Montauban, der Heimatstadt Ingres', bestimmte. — Wenn eine Reihe von aquarellierten Skizzen nach den Gewölbemalereien der Oberkirche von Assisi auch in diesem Zusammenhang ausgeführt wurde, wäre Stürler wohl ebenfalls von Vasari dazu veranlaßt worden, der die frühen Fresken in Assisi als ein Hauptwerk des Cimabue beschreibt. Es sind erstaunliche Zeugnisse eines eigentlichen archäologischen Interesses, das sich der schweren und reichen Ornamentik des reifsten romanischen Stils auf italienischem Boden erst in späterer Zeit zugewandt hat. So fortgeschritten zeigt Stürler sich in seinen Denkmäler-Zeichnungen sonst nicht; die vorhandenen Pausen geben einzelne Figuren und Köpfe bloß weniger Werke des 14. Jahrhunderts: einiges aus Siena, Lucca, dem Campo Santo in Pisa, in Florenz aus San Miniato, Santa Croce und Santa Maria Novella, wo Stürler im großen Fresko der streitenden und siegenden Kirche in der Spanischen Kapelle das Porträt des Cimabue fand.

Als das Lebenswerk Stürlers galt seinen Freunden die Illustration der Divina Commedia. Sie gaben ihm den Beinamen «le Dantesque», und Amaury-Duval meint, neben der übrigen modernen Dante-Illustration nehme sich die seinige aus wie ein Fresko von Giotto zu einem gedruckten Jahrmarktsblatt. Henri Delaborde, der erste Biograph von Ingres, übernahm nach dem Tod Stürlers die Herausgabe der druckfertigen Zeichnungen zur Göttlichen Komödie, was ihm als eine Ehrenpflicht dem Ingresschüler gegenüber erschien. In der kurzen Einführung berichtet er, Stürler habe diese Arbeit in der Jugend begonnen und erst kurz vor seinem Tode abgeschlossen. Auf den Blättern selber findet sich einheitlich die Jahreszahl 1850 und als Ortsangabe Florenz. Nach Delabordes Aussage war Ingres vor diesen Zeichnungen «erstaunt und bewegt von dem, was er darin neu und ausdrucksvoll und innerlich erfühlt fand». In diesem Urteil dürften sich vorsichtige Höflichkeit und Befremdung vor dem umfänglichen Bilderzyklus — der als Idee deutsch und romantisch und Ingres entgegen war — miteinander verbunden haben.

Den Illustrationen Stürlers zur Komödie, die wenig bekannt geworden und heute fast gänzlich vergessen sind, fehlen künstlerische Erfindung und bildhaft deutende Kraft. Nur in der noch ungeschriebenen Geschichte von der Wirkung des großen Gedichtes auf die bildende Kunst, die an der Geschichte seiner Deutung und seines Verstehens teilhat, kommt ihnen ein bescheidener Platz zu. Stürlers Bilderfolge steht im Zusammenhang der Dante-Illustration, die im 14. Jahrhundert begann und nach einer Unterbrechung in der Zeit des Barocks am Ende des 18. Jahrhunderts durch den Engländer John Flaxmann neu aufgenommen wurde. Der überlieferten Bilderreihe gibt Stürler ein monoton einheitliches Schema: jeder Gesang erhält sein Bild; stets sind Dante und Virgil anwesend, und für die Szene selber wird nur der Auftritt der Seelen, nie deren Erzählungen aus ihrem Erdendasein verwertet. Als Elemente der Darstellung hatten Flaxmann und nach ihm ebenso der Deutsche Bonaventura Genelli ausschließlich die Gestalten — als Mensch, Engel oder satanisches Wesen — gebraucht. Mit den klassizistischen Figuren in einfacher Umrißzeichnung gelangen Flaxmann Bilder wahrhaft visionärer Schau, zu deren Verdeutlichung er gelegentlich abstrakte Symbole erfindet. Genelli verwendet die Formensprache Michelangelos, um das Uebernatürliche von Dantes Heroen bildhaft zu machen. Den Gestalten fügt nun Stürler mit gleichem Gewicht die Landschaft bei, die in seinen Darstellungen mehr und mehr zum eigentlichen Träger der Stimmung wird: in der Weite des Horizontes und den felsigen Zacken des Läuterungsberges oder in einer leichten Helligkeit des Paradieses. Bei Gustave Doré endlich, dessen Holzschnitte zur Hölle 1861 erschienen, verschwinden die Gestalten im Ungeheuren der landschaftlichen Szenerie, die allein nun den Vorstellungen Dantes Ausdruck zu geben bestimmt ist.

Stürlers innerer Teilnahme an Dantes Gedicht fehlt die Leidenschaft der anderen Illustratoren. Ohne religiös, ethisch oder weltanschaulich aufgerufen zu werden, genügt ihm die Liebe zu den poetischen Schönheiten und eine gewisse Neugier für die von der Divina Commedia aufbewahrten Tatsachen. Mit Wappen, archäologisch genau anmutenden Fahrzeugen und andern Zutaten bewegt Stürler sich einer geschichtlichen Deutung entgegen. Nach der allgemein menschlichen Auffassung des Gedichtes, wie sie Flaxmann und Genelli vertraten, kündigen sich historische Treue, zuverlässigere Rekonstruktion der Vergangenheit an. Der von

Vorangehende Doppelseite:

Links: Florentinisches Flügelaltärchen aus dem 14. Jahrhundert. Mitteltafel: Krönung Mariae, 71×35 cm. Linker Flügel oben: Verkündigungsengel. Mitte: Maria Magdalena in der Wüste. Unten: Heiliger Martin. Rechter Flügel oben: Maria der Verkündigung. Unten: Kreuzigung. 71×17 cm.
Rechts: Sienesisch, Anfang des 14. Jahrhunderts: Thronende Madonna mit dem Christkind und Engelwache. Tempera. 31×22 cm.

Stürler selber den Bildern beigegebene Kommentar beschränkt sich denn auch folgerichtig auf die bloßen Angaben über die Geschichte der dargestellten Personen, ohne je an ihre allegorische oder mystische Bedeutung zu erinnern.

Nun hat sich freilich auch Ingres um eine genaue und zuverlässige Wiedergabe der Vergangenheit im Historienbild bemüht. Vor seiner ersten Reise nach Rom kopierte er in der Bibliothek Ste Geneviève und im Cabinet des Estampes Stiche und mittelalterliche Buchillustrationen. Später begab er sich für das Titelblatt des Krönungsbuches zu eingehenden Studien nach Reims. Vermutlich hat Stürler ihn dorthin begleitet, enthält doch der Nachlaß eine Skizze aus Reims für den «Sacre», die den Zeichnungen von Ingres so ähnlich sieht, daß sie auch von diesem selber sein könnte.

Ingres' Studium der Vergangenheit entstammt seinem Sinn für die Wirklichkeit überhaupt, einem Realismus, der den wahren Grund seines künstlerischen Schaffens bildet. Stürler aber bleibt der Wirklichkeit fern — absichtlich, wenn man der Erzählung Amaury-Duvals glauben will. Ingres soll dem Schüler eines Tages gesagt haben, daß er an seiner Arbeit nichts zu korrigieren sehe, so talentvoll und geschickt sei sie. Stürler, der die Ironie dieses Lobes verstand, soll der nunmehr erkannten Gefahr einer äußerlich leeren Geschicklichkeit damit zu begegnen versucht haben, daß er das Zeichnen nach dem Modell aufgab und sich an die Einfachheit der Primitiven hielt. — In den Bildern zur Divina Commedia sind die nackten Figuren von der weichen, knochenlosen Art frühitalienischer Darstellungen, und indem Stürler damit auf die Kraft der Gebärde, die sprechenden Falten, das Spiel der Linien seines Lehrers verzichtete, erreichte er einen historisierenden, den geliebten Primitiven nachempfundenen Stil, von dem wir freilich nur noch die Langeweile empfinden.

Wertvoller als das künstlerische Werk ist die Sammlung, die mit diesem gleichlaufend entstand. Der erste Künstler, von dem wir hören, daß er Primitive der italienischen Malerei erwarb, war Wilhelm Tischbein; doch ist von diesem Teil seines Kunstbesitzes, der nach Oldenburg kam, nichts bekannt. Dann wird von Ingres berichtet, er habe auf seiner ersten Reise nach Rom, als 26jähriger, kleine Bilder von Fra Angelico gekauft. Sein Testament verzeichnet nach den griechischen Vasen, Schalen, Figürchen, Terrakotten, Fragmenten aus Marmor und Bronze, den geschnittenen Steinen des Altertums, einer Medaillenkollektion, kleinen Werken der Renaissance unter anderem auch «un petit tableau décoré de saints, peinture du XIVme siècle par Giottino, sur fond d'or et fermé par des volets».

Die italienische Malerei des 14. Jahrhunderts ist stilistisch ein Parallelfall zum Werk Stürlers. Auch wenn Qualität und schöpferische Kraft sich nicht miteinander vergleichen lassen, so gehen doch auch die Trecentisten von der Idealität einer großen Form aus, die in der Subjektivität der Gefühle sich einer anekdotisch historisierenden Erweiterung des Bildstoffes öffnet. Eine neu erweckte Frömmigkeit, das Bedürfnis nach persönlicher Hingabe und individueller Erbauung der Herzen verlangt Kunstwerke für die Andacht des Hauses. Die großen Altarbilder und die Fresken an den Wänden der Kirchen bilden nicht mehr wie in der vorhergehenden Zeit die einzige Aufgabe der Malerei: sie findet im Hausaltärchen mit beweglichen Flügeln oder als kleines Einzelbild ein neues und weites Gebiet ihrer Tätigkeit. Die klare und strenge Größe der Bilder Giottos ersetzen intimere und stofflichere Reize: der Prunk eines strahlenden Goldgrundes und heller, wie Steine schimmernder Farben, der schmeichelnde Fluß schmiegsamer Linien und gebärdewilliger, von Gefühl erfüllter Gestalten. Die Bildthemen selber werden kontemplativ, verlieren die dramatische Spannung oder die epische Breite: das Madonnenbild allein oder im Chor der Engel, die Kreuzigung, Heilige einzeln und zu ruhigem Zusammensein in einer Reihe vereinigt. Von der Tiefe der Räume und der plastischen Rundung

J.-A.-D. INGRES (1780—1867): Adolf von Stürler, 1849. Bleistift. 33×25 cm

J.-A.-D. INGRES: Die Gattin des Malers, Mathilda von Stürler, geb. Jarmann, 1861. Bleistift. 38×29 cm

J.-A.-D. INGRES: Gewandstudie. Schwarze Kreide, weiß gehöht. 39×25 cm

J.-A.-D. INGRES: Aktstudie für das Bild «Raphaël et la Fornarina», 1814. Bleistift. 31×24 cm

der Körper, die Giotto seinen Bildern gegeben, ist wenig mehr übriggeblieben. Das Auge will nicht den Formen entlangtasten und ihre runde Gestalt sich in der Vorstellung selber erschaffen, es will ohne Anstrengung empfangen und den gewonnenen Eindruck unmittelbar an das Gefühl weitergeben.

Stilgeschichtlich betrachtet, ist das 14. Jahrhundert die gotische Zeit Italiens, die sich mit den neuen künstlerischen Erfindungen aus dem französischen Ursprungsland bereichert. Das wertvollste Bild der Sammlung Stürlers, «Die thronende Madonna mit der Engelwache», ist eines der italienischen Bilder des Mittelalters, das am meisten gotisch ist und dem Verständnis des «neuen süßen Stiles» am nächsten kommt. Die Muttergottes ist von einer durchsichtig zarten Körperlichkeit, ihre Glieder sind in gebrochenen Achsen zueinandergestellt; um dieses schlanke Gerüst schmiegt sich der tiefblaue Mantel, dessen goldene Saumlinie schlingernd und leise vibrierend bald langsam und weit ausholt, bald überstürzend sich zu rascher Bewegung zusammenzieht.

Der Sammler Stürler wird seinen kostbaren Fund und Besitz nahe verwandt dem großen Altarbild empfunden haben, das er im wichtigsten Werk seines eigenen Schaffens feierte. Die im Jahre 1285 für Santa Maria Novella in Auftrag gegebene und später in der Familienkapelle der Rucellai aufgestellte Altartafel mit dem Bild der majestätischen Muttergottes hat Stürler nach Vasaris Zeugnis für ein Werk des Cimabue gehalten und aus dessen Bericht darüber das Motiv zu seiner Darstellung übernommen:

«So wurde denn das Werk zu einem solchen Wunder für die Menschen jener Zeit, daß sie es vom Hause Cimabues unter großem Pomp und Trompetenschall in feierlicher Prozession zur Kirche (Santa Maria Novella) trugen.»

Tatsächlich ist aber die Rucellai-Madonna kein Werk des großen Florentiner Malers vor Giotto. Die neuzeitliche Kunstgeschichte hat ihre vielmehr sienesische Art und als ihren Meister den Zeitgenossen Cimabues in Siena, den Duccio di Buoninsegna, erkannt. Obwohl die Stürler-Madonna kein Werk des Duccio selber sein wird, ist sie ihm doch in Art und Qualität nahe und zweifelsohne ein hohes Zeugnis der frühen Malerei Sienas. Mit dem Erwerb des Bildes in Beziehung zur Madonna von Santa Maria Novella hatte der Künstler Stürler einen Zusammenhang geahnt und empfunden, um den die geschichtliche Ueberlieferung und seine persönlichen Kenntnisse nicht wußten.

Ein weiterer Fund von derselben Bedeutung ist Stürler freilich nicht mehr geglückt. Das Außergewöhnliche seiner Madonna lag in der Belebung des alten byzantinischen Stils, den die italienische Malerei von den Ikonen des Ostens übernommen hatte, durch die neue Empfindung der Gotik für Rhythmus und Linie. Wenn so dieses Frühbild des Jahrhunderts noch unberührt ist von der plastischen Kunst Giottos, gehören die übrigen Bilder der Stürlerschen Sammlung dem zur Konvention gewordenen und über ganz Italien verbreiteten Stil des Trecento an. Wie bemerkenswert dabei einzelne Stücke wohl sind, so liegt es doch am Stil und der Produktion, daß die Qualität großer Leistungen fehlt. Persönlicher Charakter und geschichtliche Einmaligkeit verschwinden in der Gleichförmigkeit handwerklicher Routine und der Monotonie wiederholter Motive und Formen.

Die Sammlerliebe Stürlers hat sich, seinem Schaffen entsprechend, nicht dem Quattrocento und den eigentlichen Präraffaeliten zugewandt; ein schönes Madonnenbild von der Art des Fra Angelico ist zwar im 15. Jahrhundert gemalt, doch ohne die Neuerungen, mit denen die Kunst der Renaissance um zwei Jahrzehnte früher begonnen hatte.

Als der künstlerische Besitz Stürlers 1902 aus Versailles nach Bern übergeführt wurde, bereitete man ihm nicht die Aufnahme der legendären Madonna des Cimabue. Die Protokolle des Berner Museums erwähnen die Einreihung des Legates unter den bernischen Kunstbesitz überhaupt nicht, und die wertvollen, diesseits der Alpen so seltenen Trecentisten blieben während Jahrzehnten im Depot unbeachtet und ungekannt. Nicht weil man in Bern Kunstschätze besonders gering bewertet hätte; man sah anders und erkannte daher die Bedeutung der Schenkung nicht. Die bernische Kunst war ohne Beziehungen mit Italien geblieben; wo sie in einem europäischen Zusammenhang stand, war es die französische Kunst des 18. Jahrhunderts gewesen. Diese künstlerische Ueberlieferung bestimmte das Sehen auch noch zu Anfang des Jahrhunderts, und es war eine Tat, daß man trotzdem zu Hodler fand. Als Stürlers Vermächtnis in das Berner Museum kam, um einer späteren Wertschätzung entgegenzuwarten, waren eben vier der großen Hauptwerke Ferdinand Hodlers erworben worden — Nacht und Tag, Enttäuschte Seelen und Eurhythmie. Mit diesen Werken eines neuen monumentalen Stils zusammen bilden die kostbaren Täfelchen der Trecentisten Franz Adolf von Stürlers nun zwei Eckpfeiler der Berner Sammlung und sind zugleich eindrucksvoller Erweis für die Spannweite und den Reichtum der europäischen Malerei.

Heim zum Onkel Fritz

Es war einmal ein Keller gewesen, eines Landwirts Vorratsraum. Noch hing so etwas wie eine Tür in rostigen Angeln. Sie stand freilich weit offen und war von Büschen und Unkraut umwachsen.

In dem dunkeln Raum hausten seit ein paar Tagen die sechzehnjährige Barbara Wagner mit ihrem zehnjährigen Bruder Heinz.

Krieg war gewesen. Friede war noch nicht.

Die Geschwister zählten zu den Tausenden, denen Heim und Gut genommen und die Zukunft eine graue Oede war. Die Eltern lagen unter den Brandtrümmern ihres Hauses. In der düstern Wolke der Flüchtlinge waren auch die beiden Kinder aus dem Osten herübergewirbelt worden. Sie hatte sich zerteilt. Ein Teil der Menschen war hierhin, ein anderer dorthin geirrt.

Barbara hatte den Wald und den Keller aufgespürt. Jeden Abend flüsterten sie miteinander von dem Wunder, das sie bis hierher geführt, und vom Onkel Fritz, zu dem sie nach Westen zu gelangen hofften.

Wenn man aus dem Walde heraustrat, lag in der Tiefe das Dorf. Von dort holte die Barbara das, was sie zum Leben brauchten und was sie mit dem geretteten Gelde noch beschaffen konnte. Heimlich, hinterrücks kaufte sie ein. Sie kannte die Leute da unten nicht, traute ihnen auch nicht, hatte zu viel Böses und Böse erlebt, als daß sie noch an Güte und Gute geglaubt hätte.

Sobald der Heinz wieder gehen konnte, wollten sie sich zu der Stadt im Westen weiter durchfragen, wo ihnen noch der treue Vaters- und Zwillingsbruder, der Onkel Fritz, lebte.

Heinz hatte ein verstauchtes Bein und wunde Füße. Barbara verband ihn und tröstete ihn, während er jammernd auf seinem Stroh lag.

Barbara war ein hoch- und schlankgewachsenes Mädchen mit rotblondem Haar, schimmernden Brauen und großen Augen. Dem kleinen Heinz sah man mehr als ihr die Schreckenszeit an. Sein Gesicht war bleich und abgezehrt. Das dunkelbraune Haar hatte einen Schimmer von Verblaßtheit, als wolle es schon ergrauen. Die Glieder waren zum Brechen dünn.

Barbara liebte ihn, wie man das Letzte liebt, was einem geblieben. Das Herz tat ihr weh um ihn. Er lag auf seinem Stroh und wimmerte, wenn sie von ihren Ausgängen kam: «Wo hast du auch so lange gesteckt?» — «Wie in einer Räuberhöhle wohnen wir hier.» — «Aber der Onkel Fritz — bald werden wir bei ihm sein!»

Von diesem Onkel und der neuen Heimat, die er bei ihm ersehnte und erhoffte, redete er im Wachen und im Schlaf. Oft schien es Barbara, er liege im Fieber und glühe dem entgegen, was seiner armen Seele Erlösung bedeutete.

Eine Woche verging. Barbaras Herz war schwer; denn noch war Heinz nicht imstande, weiterzuwandern. Und doch hätte der Himmel gerade jetzt sein herrlichstes Blau weit gegen Westen gespannt, ihrem Wege zum Freudendach.

Eines Morgens saß das Mädchen neben Heinz im Stroh. Es hatte ihm sein Morgenbrot gereicht, einen Wecken und ein paar Aepfel, die es gestern im Dorf geholt. Vorher war auch er zum Bach gehumpelt, der nahebei talab floß und wo sie sich wuschen. Er klagte, nur das Bein trage ihn noch nicht, ob auch die Füße sich gebessert hätten. Doch schon hob er mit blitzenden Augen wieder an, vom Onkel zu reden. «Es wird uns sein, als hätten wir den Vater wieder», sagte er. «Tupfühnlich sollen sie einander gesehen haben.»

In diesem Augenblick verdunkelte ein Schatten die Sonnenflut, die durch die Hüttentüre sich ergoß, als sei am Himmel eine Schleuse geplatzt. Eine Mannsstimme warf ein «Nanu» in die Helligkeit hinein.

Die Kinder fuhren auf.

Der Waldhüter Reinhold Gentsch trat bei ihnen ein und fragte: «Wie kommt denn ihr daher?»

Er war ein junger wohlgewachsener Mensch, dem das Haar braun die steile Stirn überdunkelte und dessen bartloses Gesicht einen Ausdruck wohlwollender Güte zeigte.

Barbara stand Rede. «Aus dem Osten! Verjagt! Der Bub kann nicht gehen», umriß sie furchtlos die Lage.

Der Hüter winkte. Neben der Lottertür lag ein Baumstamm. Auf den ließ er sich nieder, legte seinen Stock beiseite und hieß die Barbara sich zu ihm setzen. «Erzähle!» gebot er. Aber es faßte ihn etwas wie Verlegenheit, als das erwachsene Mädchen an seine Seite rückte.

Schlicht und still berichtete Barbara von dem Unheil, das über sie gekommen. Einmal, als sie den Tod der Eltern schilderte, versagte ihr die Stimme. Nachdem sie erzählt hatte, wie sie im Keller Schutz gefunden, sich verborgen gehalten, gelebt hatten, gestand sie auch, daß sie nach Westen wollten, sobald der Bruder wieder wandern könne.

Heinz lehnte im Hüteneingang. Er hatte sich den beiden nachgeschoben, wollte wissen, was geredet wurde.

Reinhold Gentsch hatte die Erzählung der Barbara in sich aufgenommen. Den Blick am Boden murmelte er: «Tolle Zeiten! Tolle Welt!» Dann wendete er sich Barbara zu, hieß gut, daß sie sich hier verkrochen hätten. «Hüte dich, Mädel», warnte er, «Röslein wie du reißt heutzutage jeder Stromer ab.»

Sein Blick ruhte noch auf ihr, halb gefesselt, halb scheu. Dann, die Gedanken noch von ihr erfüllt, begann er von sich selber zu erzählen. Unweit auf einem Waldhügel stehe seine Hütte. Die alte Trine halte ihm haus. Am Ende wäre da auch noch Platz für sie beide Kinder. Besser würde sich da wohl wohnen als in dem Kellerloch.

Er sprach das alles halb in sich hinein. Seine Worte enthielten kein eigentliches Angebot.

Barbara dachte, ehe aus der Sache etwas werden könnte, würden Heinz und sie schon unterwegs sein. Aber in plötzlichem Schrecken fragte sie: «Gelt, Ihr verratet uns nicht?»

«Papperlapapp», wehrte er ab, warnte aber weiter, die Dörfler, bei denen die Barbara zu essen hole, würden ihnen bald genug nachspüren.

Im Rangierbahnhof. Photo Ernst Brunner

Noch immer gedankenversponnen, stand er auf, sah dann auch den Buben drüben stehen und riet ihnen: «Haltet euch still! Geht nicht mehr ins Dorf! Für Weiteres laßt mich sorgen.»

Er bot Barbara die Hand.

Sie legte die ihre hinein.

Er dachte, sie fühle sich an wie kühler Sammet. Dem Waldmenschen wurde sonderbar zumut.

Barbara ließ ihre Hand in der seinen, als wäre er schon ein alter Freund. Ihr dünkte, man sei eigentümlich sicher bei ihm. Ihre Finger schlossen sich zutraulich um die seinen.

Schon aber griff er wieder nach seinem Stock und grüßte: «Auf Morgen also, ihr zwei!»

Dann schritt er davon.

Die Geschwister sahen ihn zwischen den Bäumen verschwinden.

Heinz von seiner Tür herüber fragte: «Was meinst du von ihm?»

«Ein guter Mann», gab Barbara zurück. Ihr Blick hing noch am grünen Blattwerk, in dem Gentsch verschwunden war. Ihr Herz klopfte.

Als Heinz wieder auf seinem Stroh saß, vergaß er den Gast. Wieder streiften seine Gedanken zum alten Ziel. «In zwei bis drei Tagen geht es wieder auf die Wanderschaft», prahlte er. Dann plauderte er weiter von seinem Onkel Fritz. Der Vater habe immer erzählt, der Onkel habe keine eigenen Kinder, habe immer gewünscht, er möchte sie zu ihm schicken. Noch am Tage vor der Eltern Tod sei Nachricht gekommen, daß er sie erwarte! Wie gerufen also kämen sie ihm.

Barbara erwachte nur langsam zu seinen Worten. Dann freilich stimmte sie ihm bei, es sei Zeit, weiterzureisen. Die Batzen würden sonst nicht reichen. Aber etwas an der eigenen Rede tat ihr weh. Die Batzen hatten nichts damit zu tun.

Dann sah sie sich im Keller um. Daheim waren sie hier, dachte sie. Schade war es, wenn — man fort mußte! Dann sah sie den Hüter, wie er neben ihr auf der Bank gesessen, wie er ihre Hand gehalten, wie er im Walde verschwunden war . . .

Am nächsten Morgen war Reinhold Gentsch früh zur Stelle.

Heinz sprach eben von seinem Onkel Fritz: «Ein rechter Vater wird er sein, Barbara.»

Reinhold Gentsch aber stellte einen Korb unter den Kellereingang. «Da habt ihr zu essen. Wenn ich meinen Waldgang gemacht habe, komme ich zurück.»

Damit entfernte er sich.

Heinz fiel über den Korb her und jauchzte. Brot, Eier, eine Wurst, eine Flasche Süßmost sogar!

Auch Barbara staunte.

Sie kosteten von den Herrlichkeiten.

Heinz jedoch meinte, beim Onkel Fritz werde es das jeden Tag geben.

Beim Onkel Fritz!

Barbaras Sinn wandte sich dem Vatersbruder zu. Er lebte auch in ihrem Herzen. Auch sie wußte um des toten Vaters tiefe Anhänglichkeit an ihn. So galt auch ihr sein Haus als die neue Heimat. Und sie war dem Spender des Korbes da, dem Hüter, fast gram, weil man über ihm und seiner Guttat vergaß, was man dem Onkel Fritz schuldete.

Nach einer Weile kam der Hüter zurück. «Da bin ich schon wieder», führte er sich ein. Seine Stimme klang hell und stark. So klang sein Beil, wenn er es in einen Baum schlug.

Er fragte dann den Heinz: «Bist du bald wieder wandertüchtig?»

«Ich schon», prahlte Heinz und biß in ein Stück Brot, das er noch hielt.

Aber Gentsch mahnte: «Ruh dich nur weiter aus! Ihr habt noch einen langen Weg.» Es war zu merken, daß auch er selbst sie ungern ziehen ließ.

Plötzlich wandte er sich an Barbara: «Wie wäre es, wenn du sehen kämst, wo ich zu Hause bin?»

Als sie überrascht und unentschlossen nach Heinz sich umschaute, fügte er bei: «Es dauert nicht lang. Der Junge legt sich derweilen aufs Ohr.»

Heinz nickte der Schwester zu: «Geh nur, wo wir uns ohnehin bald auf den Weg machen.»

Barbara wußte nicht, wie es kam, daß sie auf einmal mit dem Hüter waldein schritt.

Sie hatten einen schmalen Weg, streiften Büsche, bückten sich vor einem Nadelast, der ihnen ins Gesicht langte. Der Wald duftete und war dicht und dunkelgrün und still. Manchmal blitzte hoch über dem Dach der Baumkronen das Himmelsblau.

Barbara ließ den Hüter vorangehen. Manchmal war ihr, sie müßte sprechen, dem danken, der sie führte. Zuweilen auch wunderte sie sich, warum der selber so still schwieg.

Jetzt stieg der Weg bergan. Das Murmeln des Baches klang herüber. Es lag ein merkwürdiger Eifer darin.

«Der Bach», sagte Barbara.

«Derselbe, an dem ihr euch den Schlaf wegwascht», gab Gentsch zurück.

Da tat sich drüben der Wald wieder auf. Ein grüner Hügel lag vor ihren Blicken. Unendlich schien die Weite hinter der Holzhütte auf seinem Gipfel mit den braunen Wänden und der kleinen Altane, auf deren Geländer rote Geranien leuchteten.

«Da sind wir», sagte der Hüter und hielt inne, sich an der Andacht weidend, mit der Barbara auf Haus und Landschaft schaute.

Drüben trat eine kleine alte Frau in die Tür, sauber, mütterlich, mit weißem Haar und einem glatten runden Gesicht.

«Das ist sie», sagte Gentsch und ließ Barbara an sich vorbei.

Die Alte reichte ihr die Hand. «Willkommen», grüßte sie mit leisem, warmem Ton.

Gentsch und Barbara traten ins Haus. Jener hatte den Arm lose um Barbaras Hüfte gelegt und führte sie auf die Altane.

Das Mädchen konnte nicht sprechen. Wald und Welt waren versunken. Nur blaue Weite tat sich auf. Irgendwo mußte das Dorf, wo sie ihr Brot geholt, in der Tiefe liegen, aber — der Sonnenglast mochte daran schuld sein — man unterschied seine Häuser nicht, sah nur grüne, in blinkendem Sande mündende Niederung, und an ihrem Saum manchmal ein Blitzen weißen Gischts.

«Das Meer!» erklärte der Hüter und schob der Barbara einen Stuhl hin.

Sie legte beide Hände auf die Brüstung der Altane, ihr Kinn darauf — und staunte hinaus.

«Wenn es dir gefällt, könntet ihr doch hier bleiben, du und — dein Heinz?» sagte Gentsch.

Der Namen des Bruders traf sie wie ein Vorwurf. Sie hatte seiner und seines Drangs nach Westen ganz vergessen.

Der Hüter schwang sich jetzt neben sie auf die Brüstung. Ueber sie gebeugt, sprach er weiter: «Es wäre mir eine mächtige Freude.»

Sie hörte wohl, wie bewegt seine Stimme klang, aber der Gedanke an Heinz, an den Onkel im Westen riß sie aus all dem, was sie hier einspinnen wollte. Sie fuhr vom Stuhl hoch, wußte, daß sie nur eben gekommen war, und sagte doch hastig: «Ich muß zurück. Heinz wartet!»

Schon stand sie auch wieder an der Treppe. «Ade, Herr», grüßte sie.

Gentsch folgte ihr nicht, schaute ihr nur nach wie einem schönen Falter, den man haschen möchte.

Auch die kleine alte Frau, an der sie im Flur vorüber kam, hielt sie nicht auf. Als Gentsch neben sie trat, sprach sie zu ihm von der Entschreitenden: «Sie ist noch sehr jung.»

Barbara wußte nicht, wie sie zum Keller zurückkam. Wie auf dem Hinwege hatten Büsche sie umschmeichelt, gründunkle Wipfel ihr den Ausblick auf den blauen Himmel verwehrt. Und ihr war, der Hüter, der gute Mann, ginge noch an ihrer Seite.

Da grinste drüben die Kelleröffnung sie wieder an. Heinz stand in ihrem Rahmen. Noch erkannte er sie nicht. Dann aber rief er: «Kommst du endlich!»

Sie war erstaunt, auf wie sicheren Füßen er stand. Sie fragte: «Bin ich denn so lang geblieben?»

Da neckte er sie: «Wenn du bei dem Hüter bist, merkst du nicht, wie die Zeit vergeht.»

Als sie aber miteinander in die Kelleröffnung zurücktraten, seufzte er: «Gottlob, wenn wir aus dem Loch fortkommen!»

Vielleicht erblaßte Barbara. Sie fragte mit engem Atem: «Meinst du, du könnest bald reisen?»

«Uebermorgen», platzte Heinz heraus und schlenkerte ein Bein in die Luft, um seine Tüchtigkeit zu erweisen.

Barbara setzte sich ins Strohbett. Wollen und Müssen stritten in ihr. Leise entgegnete sie: «Ich wäre gerne noch ein wenig geblieben.»

Heinz ängstigte sich über ihr Zögern. Er sprach eifrig auf sie ein. «Weißt du noch, wie Vater immer erzählt hat? Keinen gütigeren Menschen gebe es als den Onkel, sagte er.»

Da schämte sich Barbara, weil ihr das Weitergehen so schwer fallen wollte. Auch verlangte ihr eigenes Herz nach dem letzten Verwandten im Westen. Sie suchte dann die Rucksäcke zusammen, in denen sie die Reste ihrer Habe hergetragen hatten. Heinz half ihr. Es wurde schon ein halbes Einpacken.

Am folgenden Morgen war Barbaras erste Frage: «Wie geht es denn, Heinz?» — Der prahlte wieder: «Kreuzgesund bin ich! Morgen wird gewandert!»

Draußen aber unter der Lottertür stand wieder der Mahlzeitkorb des Hüters. Heinz erblickte ihn, fuhr aus der Tür und fand auch eben noch den Spender: «Dank auch!» rief er ihm nach. Und «Morgen wird gewandert!» fügte er auch für ihn hinzu.

«Schau! Schau! Schon morgen?» klang die stille, tiefe Mannsstimme bedauernd dagegen.

Aber als Barbara hinaustrat, um ihm guten Tag zu sagen, hatte er sich schon entfernt.

«Grüße deine Schwester», hatte er Heinz noch aufgetragen.

Der Tag verging den Geschwistern, sie wußten nicht wie. Sie kamen zu keinem rechten Gespräch, packten nur das, packten jenes und staunten aneinander vorbei, als mühten sie sich, nichts zu vergessen. Heinz hatte manchmal eine Frage auf der Zunge: «Was fehlt dir, Barbara? Warum schaust du so trüb in die Welt?» Aber er getraute sich nicht, sie anzusprechen.

Am andern Morgen fragte Barbara den Bruder: «Meinst du also wirklich, daß du die Kraft hast? Wir haben einen weiten Weg!»

Es war noch sehr früh am Tag.

Der Mond stand noch als grauer, zerfließender Flaum am Himmel. Im Westen drohten Wolken.

Die Geschwister aßen ihr Morgenbrot. Da hörten sie Gentsch, den Hüter, wie er sich ihrer Behausung näherte. Sie vergaßen das Essen, traten ihm entgegen, der auch einen Rucksack trug.

Stämmig stand er vor ihnen, ein Mann, wie er zum Wald gehörte, fast als ginge Harzwürze von ihm aus. Frei schimmerte die Stirn. Sein Blick war heiter. «Reisefertig?» fragte er sie und erklärte den Erstaunten, er sei gekommen, sie zu begleiten. Er wisse besser als sie und weit Bescheid. Zudem trage ein Mann leichter Lasten als Kindsvolk wie sie.

Dann nahm er Heinz beiseite.

Barbara hörte ihn sagen: «Paß auf, junger Mann!» und sah, wie er ihm Geld in die Brusttasche steckte und ihn mahnte, dazu Sorge zu tragen.

Sie wendete sich ihm zu, um abzuwehren oder zu danken, aber er schob sie leise zurück. «Behalte mich in gutem Andenken», sagte er nur.

Kurz darauf traten sie die Wanderung an.

Heinz schritt kühn voraus, doch hielt der kleine Mann das Zeitmaß nicht allzulange ein. Zu tragen hatte er nicht. Auch Barbara, so sehr sie sich gewehrt hatte, ging mit freiem Rücken.

Reinhold Gentsch war der Träger. Auch der Wegweiser. Sie durchschritten Dörfer, Wälder, weite Felder, an andern Wanderern vorbei. Er mahnte sie: «Haltet euch nicht auf. Bei keinem! Ueberall findet ihr eine Scheune, eine Waldhütte zum Rasten. Drei Tage und zwei Nächte, dann könnt ihr am Ziel sein!»

Noch vor dem Abend ballten sich die Wolken. Ueber Heideland erreichte sie das Gewitter. Aber an einem Teich stand ein Hüttlein. In das schob der Hüter die Kinder. «Das geht an für die Nacht!» meinte er.

Er legte ihre Rucksäcke ins Heu, packte Essen hinzu, das er mitgebracht. Und plötzlich und laut sagte er: «Geschieden muß sein.»

«Iß, Bub, und sei tapfer!» sprach er dem Heinz noch zu und drückte ihm die Hand.

Bei der Hand nahm er jetzt auch Barbara.

Der Himmel flammte. Der Donner lärmte. Aber noch fiel kein Regen.

«Geht doch nicht in das Unwetter hinaus», bat das Mädchen. Ihre Hand umklammerte die des Hüters. Und ihre Augen hingen an seinen Zügen. Dann übermannte es sie. Weil die Hand ihn nicht halten konnte, hob sie die Arme.

Er neigte sich über sie.

Heinz naschte schon an den Vorräten.

Gentsch flüsterte: «Ihr wißt um den Weg! Bring ihn gut zu seinem Onkel Fritz, deinen Bruder! Sein Herz hängt daran!»

Einen Augenblick zögerte er noch, wie um zu sagen: «Wie meines an dir.»

Dann trat er ins Freie.

Gerade da brach der Regen los. Es goß, als gelte es, einen Riesenbrand zu löschen.

Oder — eine kleine Wunde zu kühlen.

Heinz und Barbara wanderten ihre drei Tage und einen Teil der zwei Nächte. Heinz war kein Held. Füße und Mut versagten. Es kam eine späte Stunde, zu der die Schwester ihm den Rücken bot: «Huck auf! Ich trage dich ein Stück!»

Und sie ging, von ihm und den Rucksäcken beschwert, ging aufrecht und sah den Hüter schreiten. So, als trüge er keine Last!

Der Heinz auf ihrem Rücken legte seinen Mund an ihr Ohr und raunte: «Morgen, morgen Barbara! Morgen sind wir beim Onkel Fritz!»

Er jauchzte es förmlich, unbekümmert, ob jemand des Weges war.

In den Augen der Barbara glänzte etwas. Vielleicht von der Freude, daß das Ziel so nahe war und der Rücken bald nicht mehr schwer. Vielleicht galt es auch dem guten Onkel Fritz, zu dem es heimzu ging und den der Vater immer so gerühmt! Vielleicht.

Doch nein! Nun war er schon weit, der Hüter im Wald!

JOY ADAMSON erzählt

Unter unseren Leuten herrschte sichtliche Erregung, als die zwei letzten Späher von ihrer Suche nach Wilddieben zurückkehrten und in ihrer Mitte einen wild blickenden Turkana führten — das lange vergeblich gejagte Haupt einer Bande —, den «Großen Atukan».

Seit vielen Jahren versuchte mein Mann, den schlauen Rädelsführer unzähliger Wilddiebereien einzufangen, dessen Spuren er überall am Lake Rudolph und im Gebiet von Turkana, in South Horr und Sauburu entdeckt hatte. Wo immer man bei den Eingeborenen auf Sandalen aus Nashornleder, Nilpferdpeitschen, Fellgurten, Giraffenhaar und Elfenbeinschnitzereien traf, hatten Atukan und seine Bande diese Gegenstände bei den jetzigen Eigentümern gegen Notwendigeres eingetauscht. Atukan war gefährlich; einst hatte er einem Verwaltungsbeamten, der ihm das Handwerk legen wollte, am Rande eines Abgrundes aufgelauert und in dem Augenblick, da er seinen Verfolger in der Tiefe herankommen sah, einen schweren Steinblock hinabgerollt, der den Beamten nur um ein weniges verfehlte. Obwohl eine hohe Belohnung für den Fang des Wilddiebes ausgesetzt war, trieb Atukan sein Wesen ebenso listig wie draufgängerisch weiter.

Und nun hatten wir ihn endlich geschnappt. Er war ein alter Mann mit plumpen Bewegungen, und sein breites Grinsen entblößte starke gelbe Zähne; er schien sonderbar verwirrt, gab jedoch all seine Verbrechen ohne Zögern zu und erklärte seine Gefangennahme (gegen die er sich scheinbar gar nicht zur Wehr gesetzt hatte) auf folgende Weise.

Atukan hatte die Gewohnheit, ein Orakel zu befragen, ehe er eine wichtige Entscheidung in seinem Leben traf. Er warf zu diesem Zweck seine Sandalen in die Luft und las die Antworten auf seine Fragen aus der Stellung der Sandalen, nachdem diese zu Boden gefallen waren. Dieses Mal hatten ihm die Sandalen verkündet, es würden Späher meines Mannes kommen — um dessen Aufenthalt in dem Distrikt er wußte — und ihn einfangen. Da er felsenfest an das Orakel glaubte, war er auf das Ereignis vorbereitet und nahm sein Schicksal, als die Männer auftauchten, kampflos entgegen.

Mich rührte es, daß dieser Mann um seines einfachen Glaubens willen die Freiheit widerstandslos hingegeben hatte. Da ich noch mehr über das Orakel erfahren wollte, bat ich Akutan, er möge mir etwas über meinen Vater und dessen Leben in Europa weissagen. Es brauchte viel Ueberredungskunst, bis ich ihn dazu bringen konnte, aber schließlich setzte er sich nieder, warf mit großer Feierlichkeit seine Sandalen in die Luft und heftete seine Blicke starr darauf, damit ihm keines ihrer Zeichen entgehen konnte. Bedächtig erklärte er mir nach einer Weile, mein Vater sei wohlauf, wünsche mir alles Gute und werde mir nächstens viel Geld senden. Ich dankte Akutan herzlich, war aber noch verblüffter als vorher über sein Vertrauen in das Orakel, denn mein Vater war bereits viele Jahre tot.

Während der folgenden Tage setzten wir unseren Weg entlang dem Seeufer fort. Obwohl ich die Hitze unerträglich fand, durfte ich keinen Teil meines Körpers unbedeckt lassen; als Schutz gegen den Sonnenbrand trug ich lange Aermel, Jodphurs, ein Taschentuch über der Nase, einen Schal, der den Ausschnitt meines Pullovers und meinen Nacken verhüllte, und selbstverständlich einen Tropenhelm und dunkle Brillen. Ab und zu verschaffte ich mir vorübergehende Abkühlung, indem ich angekleidet im See badete; nur so konnte ich einen Hitzschlag vermeiden.

Die Stunden zwischen zehn Uhr morgens und vier Uhr nachmittags sind die heißesten; um diese Zeit ist die Strahlung des Sees am intensivsten; unsere Augen entzündeten sich, und wir litten unter starken Kopfschmerzen. Da die Lasttiere erschöpft waren von der Anstrengung, in dem scharfen Lavagestein eine Trittfläche für ihre Hufe zu finden, mußten wir immer wieder Rast machen. Wenn wir, um unsere Maultiere zu entlasten, abstiegen und neben ihnen hergingen, wurden unsere Schuhe im Nu von der Lava zerfetzt.

Eines Nachmittags, als ich mich während eines heißen Marsches in gedrückter und keineswegs abenteuerlustiger Stimmung befand, belebte sich die Einöde überraschend und wie durch Zauberei. Ein entzückender Anblick bot sich uns. Am Fuße des Hügels, der zwischen uns und dem Ufer lag, kamen Hunderte von Kamelen von ihrem Weg zur Tränke zurück, sie erschienen uns wie die Vision eines meilenlangen Bandes weißer, sich bewegender Wesen. Ich kann mir nichts Faszinierenderes vorstellen als die Szenerie, die sich jetzt vor unseren Augen erschloß: rings um uns breitete sich die Einöde purpurblauer Lava aus, der See war bleifarben, von den irisierenden orange und gelben Schatten des Sonnenuntergangs hob sich scharf die indigoblaue Silhouette der South Islands ab, und weit in der Ferne verschmolzen die vagen Umrisse der Hügelkette mit dem gegenüberliegenden Ufer. In der leblosen Großartigkeit der Landschaft mit ihren kontrastierenden Farben schob sich die weiße Linie der Kamele gemessen in unsere Richtung, und der gedämpfte Ton handgeschnitzter, hölzerner Glocken begleitete harmonisch die feierliche Prozession. Die Unwirklichkeit des Anblicks wurde noch erhöht durch eine Frauengestalt von seltsamstem Aussehen, welche die Karawane führte.

Es war eine typische Mongolin, auf deren Nacken und Schultern ein breiter Kragen aus Doampalmfasern und hellroten Samenkapseln ruhte. Auf ihrer Stirn lagen drei Metallplättchen, die an einem um den Kopf geknüpften Lederband befestigt waren, das auch dazu diente, die unzähligen dünnen Flechten an den Schläfenseiten zu halten. Ihre unbedeckten Ohren waren mit halbmondförmigen Ornamenten geschmückt, und auf ihrem Kopf balancierte sie einen durchbrochenen Hahnenkamm, der aus Haar, Ocker und Talg gemacht war. Ihren Körper bedeckten von den Hüften bis zu den Knöcheln Ziegenhäute, die vorn so drapiert waren, daß die Frau bequem ausschreiten konnte. Obwohl sie so wundersam und zerbrechlich aussah, als käme sie aus einem Märchenbuch, zeigte ihre entschlossene und energische Art zu gehen, daß sie ein Geschöpf aus Fleisch und Blut war und sehr wohl imstande, diese gewaltige Kamelherde zu führen. Sie war eine Rendille-Frau, und bald gewahrten wir ein paar schöne Männergestalten aus demselben Stamm, die ihr mit Kamelen in einiger Entfernung folgten.

Deutsch von I. Heim-Winter

Heimweh nach Kenya

Mit fünf Pflanzen-Aquarellen von Joy Adamson

Ein sinniger Jugendfreund durfte in Knabenjahren mit seinen Eltern nach Marokko reisen. Er nahm das Erlebte farbig in sich auf, wußte es auch trefflich zu schildern, aber, so meinte er schließlich, von nun an möchte er keine fremden Länder mehr sehen. Ihm genüge sein stilles Dörfchen völlig, darin wolle er seines Daseins Kreise vollenden wie die Väter und Vorväter schon. In dem Kirchlein mit den großen Rosen möchte er dereinst getraut werden und sich auf dem kleinen Friedhof einmal für immer zur Ruhe legen. Marokko — danach sehne es ihn freilich stets von neuem wieder, aber wohin führe das wohl einen Menschen, wenn ihn nach vielen fernen, fremden Ländern ein lockendes Heimweh plage? Während er so sprach, lagen wir auf der Sommerwiese hinter meines Vaters Haus. Ich wußte vor Fernweh nicht ein noch aus. Seit ich den verbeulten, zu den erstaunlichsten Nebenzwecken mißbrauchten Globus zu lesen verstand, befand sich mein eigenes Heimatdorf in Westasien, nicht sehr weit vom Atlantischen Ozean entfernt. Wer von Dübendorf nach Osten wandert, mußte schließlich nach Peking kommen. Eine andere Dorfstraße lief direkt nach Rom. Und wo stand denn eigentlich Onkel Toms Hütte, die vertraute, heimlich unter nächtlicher Decke beweinte? Wo lagen Robinsons Insel und des getreuen Freitags Jagdgründe? Wo rauscht der wilde Wald, in dem der letzte Mohikaner sein drohendes Hugh flüsterte? Wo die Palmen der Kokosnüsse, die wir zu Weihnachten aufbrachen? Von welchen Ländern kam der Kaffee her, Muskat und Pfeffer, Zucker, Zimt und Kakao? Dann erzählten Papas Freunde von den Pyramiden bei Gizeh, vom indischen Dschungel, von den wiegenden Dschunken auf dem Gelben Fluß, von flinken Känguruhs, die über hohe Hecken springen, von blaurückigen Haien, die um die großen Schiffe spielen. Weite, wunderselige Welt! Und von all dem soll

Umgebung von Nairobi. Photo Joy Adamson

Apocynaceae. *Lananikan, Juli 1944*

Conopharyngia elegans, Stapf. *Boula Boni, November 1945*

Markhamia zanzibarica, K. Schum. *Kitunga,. November 1945*

Acacia drepanolobium. *Maji ya Chumvi, November 1944*

Hibiscus schizopetalus, Hook F.

Kiunga, Dezember 1945

man nur hören und lesen dürfen? Wie haben wir als Buben die Bücher Sven Hedins, der Polarfahrer, der Tropenforscher verschlungen! Wenn Papa in allerbester Laune war, begann er von der berühmten Tigerjagd in Bengalen zu erzählen, zu der wir alle einst aufbrechen würden. Nicht bloßer Wunschtraum und Vorstellungsschaum, sondern kommende, heranreifende Wirklichkeit! Das Geschilderte wurde uns so lieb und vertraut, daß wir nach ihm Heimweh litten. Heimweh in alle Welt hinaus. Jener bengalische Tiger, den Papa mit uns erlegen oder fangen wollte, hat seither auf anderen Wegen das Zeitliche gesegnet, oder er muß als ein Methusalem seiner Art durch die Bambuswälder wanken. Wie gerne möchte ich ihm begegnen, dem alten Freund . . .

Redaktionsstuben sind wunderliche Magnete. Immer wieder werden die Redaktoren darum beneidet, daß sie dauernd so «interessante» Menschen kennenlernen dürfen. Da kommen die Gymnasiasten im scheuen Frühling ihrer Gefühle und bringen unter beziehungsreichen Pseudonymen ihre frühen Lieder. Da sind die Reichen, Reifen, die aus der Fülle großer Erfahrungen schöpfen; da sind die Ringenden, Leidenden; wohl auch die Verwirrten, die Bürger auf Irrwegen. Die Boten der fernen Heimwehwelten! Ob wir nicht eine Nummer über Brasilien ausgestalten möchten? Oder Ceylon? Oder China? Nun sehe ich Joy Adamson wieder vor mir, wie sie mit schmalen, hastigen Händen ihre tropischen Pflanzenaquarelle vorlegt. Eigentlich schwebt ihr eine Buchausgabe vor; in London läßt sich dieser Traum zur Zeit aber schwer verwirklichen. Mantel und Handtasche sind aus einem Löwenfell gefertigt. Beiläufig sagt sie, den Löwen habe sie selber geschossen. Jetzt sehe ich, daß die zarte, schlanke, blonde, noch so junge Frau bei aller nervösen Feinfühligkeit etwas Sicheres und Robustes ausstrahlt, was ihre abenteuerlichen Schilderungen durchaus glaubwürdig erscheinen läßt. Ihr Mann ist Kolonialbeamter, der beruflich große Gebiete Kenyas durchstreifen muß. Kenya? «Wollen Sie nicht eine Nummer über Kenya machen?» Warum nicht? Sie ladet gleich den ganzen Redaktionsstab ein. Das Flugzeug fahre in Rom 6 Uhr 30 ab und sei schon 14 Uhr 10 in Kairo. Dort hätten wir einen ganzen Tag zur Verfügung; denn der Nachtflug starte erst anderntags eine Viertelstunde vor Mitternacht: morgens um 6 Uhr lande man in Khartum. Wieder ein Ruhetag, am nächsten Morgen um 2 Uhr gehe die Luftreise weiter, und kurz vor 10 Uhr würden wir in Nairobi frühstücken. Ich sah im Geiste schon die fliehenden Elefantenherden in der Morgendämmerung und Giraffen, die nach dem Himmel äugen . . .

Kenya ist ein britisches Kolonialgebiet von 580000 Quadratkilometern Ausdehnung, also etwa 15mal größer als die Schweiz. Dabei leben dort nur etwa 3,5 Millionen Einwohner. Im Norden stößt es an Abessinien, im Süden an das Tanganjika-Territorium, im Osten an den Indischen Ozean. Sein beherrschender Berg ist der Mount Kenya, ein erloschener, vergletscherter Vulkan; nach dem Kilimandscharo mit seinen 6010 Metern die zweithöchste Erhebung Afrikas: seine Spitze liegt 5195 Meter über Meer. Beide Riesen wurden von den deutschen Missionaren Johann Ludwig Krapf und Johannes Rebmann entdeckt, die in der englischen Church Missionary Society tätig waren. Sie liegen keine 400 Kilometer voneinander entfernt, etwa die Strecke vom Münstertal nach Genf. Daß ein im äquatorialen Gebiete liegender Berg Schnee tragen könne, hielt man lange für ein Märchen. Die Eingeborenen, die sich unter Schnee und Eis nichts vorzustellen wußten, erzählten, ein Häuptling hätte hingeschickt, um von dem am Kilimandscharo blinkenden Silber zu holen; aber ach, dieses sei den Leuten in der Hand zerronnen. Der erste Weiße, der an den Küsten vorüberfuhr, war der Seefahrer Vasco da Gama, der 1498 erstmalig ganz Afrika umschiffte und so glücklich nach Indien kam. Eben diesen beschwerlichen Weg wollte Kolumbus abkürzen. Die Portugiesen erschlossen den «Raum», kamen aber gegen die islamische Machtsphäre nicht auf; erst im 19. Jahrhundert konnte das Gebiet von einer englischen Kolonialgesellschaft dem Halbmond abgepachtet werden. Der Weg, den Kolumbus fand, gönnte Afrika noch einige wenige Jahrhunderte der Stille. Heute ist die laute Modernisierung durch eine dämonische Technik in vollem Gange.

Durch die Kenya-Kolonie läuft der Aequator; britischer Witz hat im Lande Wegmarken angebracht, so daß, wer will, mit Leichtigkeit von der nördlichen auf die südliche Erdhalbkugel hüpfen kann und vice versa. Sonst teilt der Aequator noch die Insel Borneo, läuft durch die nördlichen Wälder des Amazonas, auf seiner Linie bietet das regenarme Kenya wohl das menschenfreundlichste Klima. Das hat Nairobi begünstigt, dieses Klein-Paris Ostafrikas, Tummelplatz böser und munterer Zungen, Hauptstadt Kenyas, mit etwa soviel Einwohnern wie Winterthur. Der Haupthafen heißt Mombassa, von wo aus Baumwolle, Kaffee und Zerealien ausgeführt werden.

Die Jagd- und Vergnügungsreise wird in Ostafrika Safari genannt, es ist ein Suaheliwort, aus dem arabischen safar, Reise, gebildet. «Nun sind wir», schreibt Joy Adamson vom letzten Oktober, «seit sechs Wochen am Tana, dem größten Fluß in Kenya, mit seinem Urwald entlang des Flußbettes, *das* Großwildparadies . . . Wir hatten einen Elefanten zu schießen, der mit seiner Herde die Reisfelder der Eingeborenen verspeiste. Wir warteten, bis er sich für drei bis vier Meter von der übrigen Herde isoliert hatte, und schossen. Augenblicklich reagierten die übrigen fünf Elefanten und umringten das verwundete Tier so nah, daß wir zu keinem zweiten Schuß mehr kamen, ohne eines von der Herde zu verwunden. Sie versuchten alle, ihm wieder aufzuhelfen, mit Zähnen und Rüsseln, machten Staub mit ihren Füßen und staubten es über ihren Freund. Endlich wurde es möglich, den Bullen zu töten, als sich die Herde etwas hinter ihn stellte. Sie ließ sich aber immer noch nicht verscheuchen. Es war erschütternd, zu sehen, wie loyal diese Tiere zueinander sind und überhaupt nicht an eigene Gefahr denken, wenn eines ihrer Familie in Not ist. Morgen gehen wir für einen Monat an die Somaliküste Korallenfische fangen, und ich will dann noch mehr Tropenwunder malen.»

Drei Tage dauert die Reise von Genf nach Nairobi. Es gibt auch Safaris für solche, die nachher glücklich sind, wenn kein Löwe, kein Kudu, kein Elefant und keine Gazelle geschossen wurde. Und keine Giraffe, welche die Araber serâfe nennen, was da heißt die Liebliche. WRC.

A f r i k a !

Die Europäer, welche einmal mit Afrika in Berührung kamen, sei es auch nur leichthin auf einer kurzen Reise, können es nicht wieder vergessen. Wer tiefer eingedrungen ist, den läßt die Erinnerung erst recht nicht mehr los. Wer dort gelebt hat, der träumt von Rückkehr. Denn Afrika erfüllt uns wie ein geliebtes Wesen; es zieht uns in seinen Bann — wer es gesehen hat, *muß* es wiedersehen.

Ein französischer Beamter, der zugleich ein feinsinniger Maler war (ich war in Französisch-Guinea sein Gast gewesen), wollte mich in Europa während seines sechsmonatigen Urlaubs aufsuchen. Von seiner Ankunft in Kenntnis gesetzt, machte ich mich reisefertig, ihn zu begrüßen. Da erhielt ich folgende kurze Meldung:

Lieber Freund!

Nach zwei Monaten halte ich es schon nicht mehr aus: dieses zerrissene, gewalttätige, haßerfüllte Europa, das gesenkten Hauptes in den Untergang rast, ist mir ein Greuel. Die armselige Enge dieses Lebens dörrt Seelen und Herzen aus; sie bringt mich um. Ich verzichte auf den Rest meines Urlaubs und schiffe mich morgen nach Conakry ein; ich fliehe, ehe ich erliege ... Ich habe Eile, in mein Afrika zurückzukehren, seine Stimme und seine Stille zu vernehmen, meine Schwarzen wiederzusehen, diese sorglosen, großen Kinder, die faul, aber aufrichtig sind. Mit Ungeduld erwarte ich Sie in meinem bled; Ihre Behausung in ihrer Hülle aus rotem Lehm hat sich nicht verändert. Ich bitte nicht um Entschuldigung; ich weiß, daß Sie mich begreifen werden. *Ihr A. L.*

Ich habe diesen Freund nicht mehr gesehen; er ist drunten am Gallenfieber gestorben, und seine Schwarzen, seine «sorglosen Kinder», haben ihn am Fuße jenes Baumes begraben, an dem der «Boy» unsere Hängematten zu befestigen pflegte ...

Ich habe in Afrika bloß fünf große Reisen bzw. Autoexpeditionen unternommen. Im September 1939 wollten wir uns wieder zu einer großartigen Dreiecksfahrt aufmachen (Algier—Sahara—Agades—Tschadsee—Schari—Kongo—Kenya—Khartum—Alexandria—Golf von Sollum—Algier); da brach der zweite Weltkrieg aus. Mich aber drängt es, Afrika wiederzusehen; mit jedem Jahr wird sein Ruf gebieterischer ...

Worin liegt denn das Geheimnis dieses Zaubers, dem nur so wenige «Afrikaner» sich entziehen können? In der Vereinigung von tausend mitunter einander widersprechenden Dingen. Sie hängen zusammen mit dem Himmel, den Strömen und der Erde, mit Menschen und Tieren, mit Sichtbarem und Unsichtbarem, mit dieser geheimnisvollen, glühenden und gefährlichen Atmosphäre, die den dunklen Erdteil umhüllt. In aller Einfachheit werde ich versuchen, einige jener Kettenglieder, die den Europäer so fest mit Afrika verbinden, bloßzulegen.

Da ist zunächst die unsägliche Schönheit gewisser Stunden. In der ersten Morgenfrühe entflammt auf einen Schlag das hohe Steppengras wie am Ende der regenlosen Zeit, wenn die Schwarzen Feuer an die Gräser legen; die Sonne — ein ungeheurer feuerflüssiger Ball — bricht durch Nebelschleier und fahlrötliche Dünste. In Aegypten sehen die Königsgräber aus, wie wenn sie aus Ziegeln von purem Gold erbaut wären, und leuchten mit blendendem Glanz, und die Pyramiden, den Staub der Jahrtausende abwerfend, recken sich wie Eroberer hoch in den Himmel empor. Die schwimmenden Inseln auf dem Tschadsee scheinen in frisches Grün getaucht zu sein; die Berge des Hoggar vertauschen die nachtblauen Mäntel mit zarten Schleiern, und über die Mauern der Sultanspaläste Westafrikas strömt es wie frisches Blut. Im Großen Erg des Ostens, bei El Oued, aber sehen die alten Seen, die *chott*, wie Eisbahnen aus, und auf dem Atlas, hoch über Marrakesch, funkelt der Schnee. So erwacht der Tag in Afrika, rasch, gewaltsam, mit Luftspiegelungen und Zauberkünsten, mit flüchtigen Verwandlungen, mit Kontrasten, mit orgiastischen Farben und verschwenderisch verströmendem Licht.

Morgenfrühe und Abenddämmerung. Dazwischen das Nichts, beziehungsweise die Glut des Schmelzofens. Die Eingeborenenfrauen mühen sich ab, während ihre Männer endlose Gespräche führen. Die Tippoï-(Hängematte-)träger des Häuptlings sind in Schweiß gebadet, und ihre athletischen Körper glänzen wie von frischer Wichse. Wenn die Sonne im Zenith steht, hält alles Leben den Atem an, wartend, daß die grausame, die feurige Stunde vorübergehe.

Dann kommt die Abenddämmerung — die gesegnete Stunde. Der Niger, der vorher je nach der Beleuchtung bald braun, bald schwarz ausgesehen hatte, wird jetzt purpurrot, malvenfarben, ockergelb. Die Stadt Algier, ein einziger, weitgebauter Palast aus weißem Marmor, über einen Hügel hingestaffelt, färbt sich hellrot. Und dann immer wieder neue Spiele des Lichts: der Himmel ist eine unendlich ausgedehnte Palette, von der die Farben auf die Erde tropfen. Die Dämmerung ist kurz wie das Tageserwachen: auf einen Schlag folgt dem Tag die Nacht. In der Wüste wird es kalt; die gefesselten Kamele machen unbeholfene Sprünge, und die Treiber entfachen die Feuer.

Afrikas Morgenfrühen und Abenddämmerungen — Stunden unvergeßbarer Schönheit.

Ein weiteres Glied in der Kette: die Wüste. In der Heiligen Schrift wird sie als eine Hölle dargestellt: «Das dürre und finstere Land, das Land, da niemand wandelte noch kein Mensch wohnte» (Jer. II, 6). Auch einige Forschungsreisende — insbesondere Barth und Lenz — haben die gnadenlose Einsamkeit der Wüste und die Tragödie der vom Sande zugedeckten Karawanen geschildert. Und gewiß: die Wüste ist ein sicheres Grab für alle jene Unbedachten, die sich ohne ausreichende Wasservorräte in die Sahara wagen, oder für jene, vor deren Augen das kostbare Naß aus schadhaften *guerbas* (ledernen Wasserbehältern) ausfließt, oder für jene, die sich verirren. Gebeine von Menschen und Tieren zeugen unwiderleglich davon. Aber die Gefahren der Wüste werden bei weitem aufgewogen durch die Beglückungen der Wüste — und die größte von allen ist die Stille, die vollkommene, absolute, undurchdringliche Stille, die in den Menschen einströmt, ihn ausfüllt, ihn

* Fünf von seinen zehn bisher veröffentlichten Arbeiten hat Henry Vallotton, gegenwärtig Gesandter der Eidgenossenschaft in Stockholm, Afrika gewidmet — ein Zeichen für den hohen Rang, den der dunkle Erdteil in seiner Welt einnimmt. Die deutsche Uebersetzung seiner drei letzten Afrika-Bücher (Wunderbares Afrika, Eugen Rentsch, Erlenbach, und für die Jugend: Mensch uud Tier in Afrika, Artemis) hat starken Anklang gefunden. Anm. der Red.

einhüllt. Die Wüste ist wie ein lautlos zelebrierender Priester. Der Mensch hört das eigene Herz schlagen, er hält Zwiesprache mit dem Ewigen und findet sich selber wieder. Psichari hat es in seinen bewundernswerten Büchern so ausgedrückt: «Die Stille ist ein Stückchen Himmel, das zu uns niedersteigt.»

Stille und Schönheit der Wüste — und Vielfalt! Denn die Wüste ist nicht immer, wie man oft glaubt, eine flache, grenzenlose Weite. Sie hebt und senkt sich in den Wellen ihrer weißen, rostroten oder goldenen Dünen, sie wird durch Grate, die *sifs*, zerklüftet und von mächtigen Massiven, den *oghurds*, und von Pässen durchzogen. Sie wird belebt von Wüstenfüchsen, Antilopen, kleinen Gazellen, Schakalen, großen Eidechsen, sogar von Hasen. In seinem ausgezeichneten Buch «Méharées» schildert Th. Monod das Leben der Kameltreiber, die lange vor Sonnenaufgang in die Sahara ziehen, gehorsam dem Befehl ihres Anführers: «*Nemchau, i Allah!* — Auf, im Namen Allahs!» Ich kenne kaum einen packenderen Anblick als den der Karawanenleute, die sich mitten in der Wüste zum Morgen- oder Abendgebet niederwerfen.

Schon oft hat man die Wüste mit dem Ozean verglichen, die Oasen mit den Häfen, die aufbrechende Karawane mit dem in See stechenden Schiff, das Leben des Matrosen mit dem des Nomaden. Baudelaire hat mit gleicher Liebe Wüste und Meer umfaßt:

«J'aime si tendrement le désert et la mer
Que je ris dans les deuils et pleure dans les fêtes
Et trouve un goût suave au vin le plus amer...»

Indessen: mich erinnert die Wüste noch eher an Winterlandschaften als an das Meer. Der Wüstensand gleicht dem Schnee, die Salzseen sind zugefrorene Teiche, und das Knirschen auf dem *reg* ist das Knirschen des Schnees unter unsern Schritten. Nachts, im Scheinwerferlicht des Autos, war die Aehnlichkeit so stark, daß wir ständig Vergleiche ziehen mußten mit bestimmten Gegenden der fernen heimatlichen Alpen.

Nach der Natur die Menschen. Afrika ist eine Karawanserei, wo weiße Stämme so vielfältig vorkommen wie schwarze. Im Norden haben wir den soliden, gefestigten Marokkaner, zum Kriege tüchtig und wie aus Erz gestaltet; wir haben den Algerier und den Tunesier, beide wendig und zum Handel bestimmt; wir haben den feinen, kultivierten Aegypter. Die Chambas, die Tuaregs und die Mauren teilen sich in die Sahara. Ihre Organisation, ihre Verachtung der landwirtschaftlichen Arbeit, ihr Mut und ihr wachsamer Argwohn bringen sie einander nahe; aber Sprache, Bewaffnung, Glaube und Sitten weichen beträchtlich voneinander ab. Am umstrittensten sind die Tuaregs, die «blauen Männer», die Verschleierten; denn bei ihnen zeigen die Frauen das Antlitz unbedeckt, während die Männer Kopf und Stirn mit dem turbanartigen *litham* umhüllen. Zwei furchtbare Geschehnisse erwiesen die Begehrlichkeit und Grausamkeit der Tuaregs: im Jahre 1896 ermordeten sie in El Ouatia, 300 Kilometer südlich Gabès, den Marquis de Morès, und fünfzehn Jahre früher hatten sie aus dem Hinterhalt heraus die wissenschaftliche Expedition des Oberstleutnants Flatters samt der Begleitmannschaft niedergemacht. Andererseits aber zeigen diese Herren der Wüste — der Forscher Duveyrier preist ihre ritterliche und gastfreundliche Art — einen ausgesprochenen Hang zu Poesie und Musik und besuchen musikalische Gesellschaften, die *Ahals*, die wahre Liebesschulen sind. Ihre Verse sind nicht unschön. Die Braut zum Beispiel singt, wenn sie des in den Krieg gezogenen Gefährten harrt:

«Ich wohne im Griff deines Schildes,
Ich wohne in deinem Wurfspieß...
Allah! o füge, daß ich ihm Glückbringerin sei!»

Da sind ferner die Schwarzen (ich vermeide das Wort *Neger*, denn es gilt in Afrika als Beleidigung), deren Farbe allerdings alle Schattierungen vom rußigen Schwarz bis zum gelblichen Braun, vom Milchkaffeebraun bis zum lebhaften Rot aufweist. Die Gelehrten haben sie in sieben Haupt- und in Hunderte von Untergruppen eingeteilt. Ich will hier nicht versuchen, die Eigenschaften der Hottentotten, der Achanti, der Malinkes, der Bambara, der Haussa, der Niam-Niam und wie sie alle heißen, aufzuzählen! Dagegen möchte ich ein paar allen Schwarzen gemeinsame Merkmale herausgreifen.

Ihr Körper strömt einen starken und ziemlich widerlichen Geruch aus (umgekehrt behaupten *sie* allerdings, wir Weißen röchen nach «Tod»!). Im allgemeinen sind sie robust und widerstandsfähig, lassen aber gern die Frauen arbeiten. Man sollte nicht sagen «wie ein Neger», sondern «wie eine Negerin arbeiten». Wenig vorausschauend, verschwenderisch, in den Schmuck und das Schmücken verliebt, leben sie in den Tag hinein, geben im Handumdrehen aus, was sie verdient haben, und verzehren ihre Ernten, ohne sich um das Kommende Sorgen zu machen. Sie lieben leidenschaftlich den Tanz, das Tam-Tam und bringen ganze Nächte damit zu, daß sie hingerissen mit den Füßen den Boden stampfen. Haartracht und Schmuck der Frauen ändern sich von Dorf zu Dorf: Afrika ist zweifellos der phantastischste Haarpflegesalon der Welt, und die «Dauerwellen» werden hier mit Hilfe von ranzigem Oel und mitunter einer Zugabe von Kuhdung hergestellt. Die Frauenmode übersteigt alles, was die ausschweifendste Phantasie sich vorstellen kann. Ich erwähne bloß die Massaï-Frau, die sich schwere Lasten von metallenen Ringen um den Hals legt, oder die Sara-Frau von Fort-Archambault, deren Lippen schon in der Kindheit in die Länge gezerrt werden, bis sie schließlich Scheiben umspannen können, die 24 Zentimeter im Umkreis messen.

Im übrigen erweist sich der Neger als klug, phantasievoll und vielfach begabt. Er hat den berühmten «schwarzen Telegraphen» erfunden, ein geheimnisvolles Morse-System, das ihm erlaubt, Nachrichten mit Tamtamschlägen erstaunlich geschwind über große Distanzen weiterzugeben; die Häuser und Paläste der Sultane in Westafrika sind mit Geschmack und Geschick gebaut; im Gebiet von Dahomey ziseliert man kupferne Gegenstände, wahre Kunstwerke. In der Regel sind die Schwarzen dienstbereit, frohmütig, warmherzig und treu. Auf die Gefahr hin, daß gewisse Weiße empört aufspringen, muß ich gestehen: mir sind die Schwarzen lieb. Ich bin ihnen dankbar für ihre Gastfreundschaft, und ich weiß: man kann sie in manchen Dingen einer höheren Kultur zuführen, wenn man mit Güte und Festigkeit vorgeht und wenn man restlos darauf verzichtet, sie brutal zu behandeln und sie auszubeuten.

Weiße, Schwarze, Mischlinge — das ist nicht alles. Afrika wartet uns überdies im äquatorialen Urwald mit den seltsamsten aller Menschenwesen, mit den Zwerggestalten der Pygmäen, auf. Tausend Jahre vor Christus wußte man schon, daß sie in der Gegend der Nilquellen lebten. Homer, Plinius, Aristoteles, Herodot, der Aegypter Herehuf erzählen von ihnen. Dann verliert man sie aus den Augen, bis sie im 19. Jahrhundert «entdeckt» werden. Während Forschungsreisende wie de Lauturie, du Chaillu, Schweinfurth, Stanley, Miani, Pinto, Foa und andere sie mit Ueberheblichkeit betrachteten, fiel den Missionaren die Aufgabe zu, ihr Vertrauen zu gewinnen. Dank den Beobachtungen eines Mgr. Le Roy, eines Trilles, eines Shébesta wissen wir heute, daß diese «Satyrgestalten des Urwaldes» (wie Stanley sie nannte), daß diese «häßlichen, nach Affen- oder Büffelart lebenden Wesen», diese «nächsten Verwandten der Gorillas» eine Kultur haben, die bedeutend älter und vorgeschrittener ist als die der Schwarzen. Es sind Monotheisten, die ihrem Gott in wundersamen Gesängen huldigen:

«Khmvum, o Khmvum, Du bist des Ganzen Herr.
Khmvum, o Khmvum, Du bist des Waldes Herr,
Der Bäume Herr, der Dinge Herr,
Khmvum, Du bist der Herr!
Und wir, wir Kleinen, sind Dir untertan . . .»

Die Geburt eines Sohnes feiern sie mit folgendem stolzem Hymnus:

«Du bist nicht der Sohn der Nacht,
Der finstern und tückischen Nacht . . .
Du bist der Sohn des strahlend klaren Tages,
Der Sohn der roten und reichlich spendenden Erde.
Hoho me no nga youroü wili
Bituno ibbiri youroü . . .»

Und ferner sind da auch die in Afrika niedergelassenen Europäer, die Unheilstifter — Alkoholverkäufer, Blutsauger, Abenteurer — und die andern: Missionare, Beamte, Kaufleute, Förster. Ehe ich in Afrika wohnte, hatte ich gegen die Missionare ein Vorurteil. «Warum belästigen sie die Schwarzen, indem sie ihnen ihre Religion aufdrängen», sagte ich mir; «in Europa gäbe es doch mehr als genug zu tun?» Aber seitdem habe ich sie an der Arbeit gesehen, *dort unten*. Protestanten wie Katholiken bringen mehr als ihren Glauben und ihren Gottesdienst; sie bringen ihre Kultur, ihre Kenntnisse, die Kraft ihres Herzens. Bald sind sie Aerzte, bald Ratgeber, Ingenieure, Handwerker, und so haben die Glaubensboten das Schicksal der Eingeborenen erleichtert, sie haben die Sklaverei und die blutrünstigen Bräuche bekämpft und den allmächtigen Zauberern, dieser Plage Afrikas, den Krieg erklärt. Darum schreibe ich heute das Wort «Missionare» mit einem ganz großen M.

Die Natur und die Dinge, die Menschen und die Tiere: Glieder der Kette! Bei den Wunderblumen Kenyas, im großen Reservat von Serengetti zwischen dem Kilimandscharo und dem Viktoriasee, kann man im Wasser die Kapriolen des Nilpferdes und seiner Familie beobachten oder die Siesta des trägen, schmutzigen Rhinozeros; in den Blütendolden der Mimosen taucht der Kopf der Giraffe auf, deren gefleckter Körper sich vom Laub nicht unterscheiden läßt. Mit einer Lockspeise zieht unser Jäger Löwen in unsere Nähe. In der Wüste studieren wir das Kamel, das uns bald spöttisch, bald liebenswürdig zuzulächeln scheint, das uns überwacht oder beißt oder die Hand leckt; ich wette, daß uns beim Betrachten wiederkäuender Kamele plötzlich gewisse bekannte Leute einfallen. Und im Urwald sehen wir gewaltig den klugen, mutigen Elefanten vorüberziehen, einen musterhaften Betreuer seiner Familie, den wahren und eigentlichen König der Tiere Afrikas.

Die Landschaft, die Menschen, das Wild, die Pflanzen, die Dinge: lauter Glieder in der Kette. Und immer noch andere Glieder — man könnte Bücher füllen mit ihrer Beschreibung. Und noch immer wird an der Kette weitergeschmiedet. Manchmal bricht sie für einen unter uns plötzlich ab — eine Seuche, ein reißendes Tier, ein Unfall, die Ueberanstrengung hat ein Opfer gefordert. Aber solches ist vereinzelt — Afrika *bleibt* erregend. Afrika wartet, mit seiner unsäglichen Schönheit, mit all seinen Geheimnissen. Und wenn man einmal hingegangen ist, lockt und ruft es weiterhin, und so bildet sich immer wieder Glied um Glied an der Kette. Deutsch von Bx.

FRIEDRICH GEORG JÜNGER

BRIEFE AUS MONDELLO

Aus Rom habe ich Dir nur ein Kärtchen geschrieben. Du sollst aber jetzt entschädigt werden. In ganz Italien hatte ich nicht die Empfindung, die ich hier habe; es ist mir, als ob ich in einem neuen Lande wäre, eine neue Luft atmete. Alles ist hier trockener, in den Konturen schärfer, so scharf wie Medaillen und Münzen sind. Der Frühling mildert diesen Eindruck noch, doch bleibt er stets deutlich und tritt in der Witterung, den Felsformen und der Vegetation hervor. Es fehlt das Laubige, das Gekräuselte unserer Baumschläge, es fehlen die Zwischenstufen des Lichtes und die Zwischenfarben, welche die wechselnde Sättigung der Luft mit Wasser und der Dunst der Atmosphäre hervorrufen. Ich fühle mich wohl dabei. Es ist mir freier zumute, wie einem Menschen, der an Raum gewonnen hat. Auch spüre ich, daß ich aus der Enge heraus bin, aus dem Druck und Zwang von Verhältnissen, mit denen ich nichts zu schaffen haben möchte, denen aber keiner entgeht, der in ihrer Nachbarschaft zu leben genötigt ist. Erst jetzt merke ich, wie sehr der trübe und feuchte Winter mir zugesetzt hat; es ist, als ob ich durch Monate hindurch ein Höhlenleben geführt hätte. Und doch war ich an jedem Tag draußen. Aber die tropfenden Fichtenwälder und die leeren Feldebenen, in deren Dunst sich Krähenschwärme umhertrieben, hatten wenig Kraft, mich zur Heiterkeit zu stimmen. Und nicht nur der Himmel, auch die Menschen waren mir verdrießlich, und wie immer in solchen Zeiten wird das Mißratene, Geknechtete, ins Krumme Getriebene allzu deutlich. Mein Umgang war also nicht der beste, und ich mußte wie die Bienen vom eigenen Honig saugen. Jedes Instrument verstimmt sich einmal, doch muß man die Griffe kennen, um solche Mißtöne zu beseitigen. Im Grunde verlange ich ja wenig. Helleres Wasser, hellere Luft und Zeit für meine Gedanken. Wenn Du aber behauptest, daß das ungeheuer viel ist, will ich Dir nicht widersprechen.

Wir haben ein Landhaus gemietet, das einem Palermitaner gehört, dazu einen schönen Garten. Dieses Besitztum ist der Mittelpunkt des Kreises, den wir täglich abmessen, und ich bin gewiß, daß es uns eine höhere Rente abwirft als seinem Eigentümer, einem erfahrenen und skeptischen Manne, dessen Kenntnissen ich einiges Gute verdanke. Er hat eine augurenhafte Intelligenz und ein einweihendes Lächeln, das über die Schadhaftigkeit und das wahrhaft Miserable dieser Welt keinen Zweifel läßt. Darüber, wirst Du sagen, läßt sich nicht streiten, denn sie ist es in dem Maße, in dem er selbst schadhaft ist. Und Du hättest nicht Unrecht, denn er hat in der Tat etwas Ruinenhaftes. Lebenserfahrung und Müdigkeit sind bei ihm ein und dasselbe; es drückt sich das vor allem in seinen Augenlidern aus, die mit der Schwere von Uhrkapseln den Blick verschließen. Seinen Gedanken wie seinen Bewegungen ist ein Bedürfnis nach vollkommener Ruhe anzumerken. Das Feuer ist dahin. Ein alter Mann, der Feuer besitzt, ist wunderbarer als der feurigste Jüngling. Er aber gleicht

einer Kammer, in der das Leben sich zum Schlummer legt, und wenn ich beobachte, wie er sitzt oder wie sein Auge so ganz ohne Anteil die Dinge betrachtet, durchdringt mich ein Gefühl der Kälte. Doch ist er nicht ohne Liebenswürdigkeit. Gestern erst stattete er uns einen Besuch ab, und ich hatte mit ihm ein Gespräch über den Petrus de Vinea, Kanzler Friedrichs II., der auf die Sprache und Dichtung der Sizilianer einigen Einfluß geübt hat.

Daß es jetzt bei Euch schneit, vergnügt mich, denn die Unterschiede werden mir dadurch deutlicher. Ich stelle mir vor, wie die Flocken um die spitzen Dächer wirbeln, die Felder weiß werden und der Fluß ein schwärzeres Band durch sein Tal zieht. Hier ist der Schnee etwas Rares, denn wie ich höre, zahlt die Stadt Palermo eine Abgabe an die Mönche auf dem Monte Pellegrino, wenn dort Schnee fällt.

In unserer Nachbarschaft wohnt ein Kauz, der sich ein Haus in reinstem maurischem Stil gebaut und eingerichtet hat. Ich war nicht darin, aber ich hörte, daß er alles bis ins letzte durchdacht und ausgeführt hat. Er selbst wohnt im Kellergeschoß des Hauses, vielleicht weil er das einzige nicht stilgemäße Stück seiner Sammlung ist, vielleicht auch weil es ihm lästig ist, in einem Museum zu wohnen. An manchen Tagen treibt er sein Steckenpferd so weit, daß er maurische Kleidung anlegt und wie ein rechtgläubiger Muselmann vor seinem Hause auf und ab spaziert. Er ahmt sogar die Ruhe und Würde nach, mit der sich der Araber bewegt. Vom Turban bis zu den Pantoffeln ist nichts an ihm auszusetzen; es fehlt nur eines: daß er zum Islam übertritt. Da er zu den ernsthaften Narren gehört, kann ihm das Komische seines Treibens nicht zu Bewußtsein kommen, er lebt und webt in seinen Träumen. Vielleicht ist eine Ader sarazenischen Blutes in ihm.

Neben der Sprache, die für das Ohr bestimmt ist, gibt es noch eine, die sich an das Auge wendet, und diese ist hier zu einer bewundernswerten Vollkommenheit ausgebildet. Es gibt sehr schöne Werke über die Gesten der Neapolitaner und Sizilianer; ich gestehe, daß ich Lust habe, in ihnen zu studieren. Woher diese Vollkommenheit rührt, was an ihr angeboren, was durch besondere Verhältnisse und Umstände entwickelt worden ist, vermag ich nicht zu unterscheiden. Das Bedürfnis, sich auf diese Weise mitzuteilen und zu verständigen, hat jeder. Die Fähigkeit auch, aber nicht überall ist die Fertigkeit die gleiche. Allem lebhaften Gestikulieren haftet etwas Niedriges an, deshalb ist auch das niedere Volk in ihm am fertigsten. Mir gefällt die Munterkeit der Bewegung, es ist Leben in ihr, das der Körper unmittelbar ausdrückt, und das ist besser, als wenn er steif und leblos bleibt und sich am gesprochenen Wort gar nicht beteiligt. Was mich hier überrascht, ist die Oekonomie, die Sparsamkeit in den Mitteln der Bewegung. Die Geste erhebt sich aus ihrer untergeordneten Bedeutung zur Selbständigkeit, sie bedarf der Sprache nicht mehr, die für das Ohr ist. Um das Unmißverständliche, Markante, Bezeichnende einer solchen Gestensprache zu erkennen, müßtest Du zwei Palermitaner sehen, die sich stumm wie Fische unterhalten. Sie sind geübt wie die Taubstummen, und sie haben wie diese eine Skala, einen Schatz von Nuancen, der unerschöpflich ist. Da Du aber weder Palermitaner noch Taubstumme unter Deiner Bekanntschaft hast, will ich es deutlicher machen. Ich erinnere mich gelesen zu haben, daß die Schüler einer Taubstummenanstalt sich gegenüber einem Neuankömmling kühl und ablehnend verhielten. Der Lehrer suchte den Grund dafür, und man erklärte ihm, daß dieser Schüler eine schlechte Erziehung habe, da er sich pöbelhafter Gesten bediene, denn er habe, um das Schwarze zu bezeichnen, auf den schmutzigen Rand seiner Fingernägel gezeigt.

Das Gespräch wird um so kunstvoller, je mehr sich an ihm beteiligen. Ein gutes Gespräch bildet Figuren, wie es der Tanz tut, und diese Figuren dürfen nicht gestört werden. Es bildet ein Konzert, bei dem kein Instrument zum Solisten werden darf. Man darf nicht sprechen, als ob man ein Auditorium vor sich hätte, nichts vortragen, denn aller Vortrag ist monologisch. Man darf das Gespräch nicht seinen Kenntnissen und seinem Wissen dienstbar machen, man muß seine Kenntnisse und sein Wissen in den Dienst des Gesprächs stellen. Man darf nicht lehrhaft werden, denn das Gespräch ist nicht der Ort didaktischer Auseinandersetzungen. Man muß wissen, für wen man spricht. Die Kunstgriffe des Redners sind auf die Menge berechnet, denn alles Rhetorische will Effekt machen, aber im Gespräch sind Effekte nicht am Platz, und im Gespräch mit Freunden, Bekannten und Mitmenschen stehen wir weder am Pult noch sitzen wir im Parterre. Vielmehr sitzen und liegen wir, wenn wir nicht gerade spazierengehen, auf Möbeln von gleicher Höhe und sprechen weder von unten nach oben, noch von oben nach unten.

Diese Bemerkungen sind ein Teil des Morgengesprächs, das wir heute führten. Wir schlüpften zwischen den Klippen ins Wasser und lagen dann lange auf dem Sande in der Sonne. Nun heißt es bald Abschied nehmen, denn meine Tage hier sind gezählt. Ich werde nur in Florenz noch ein wenig verweilen. Die Witterung ist milde, und noch haben wir es nicht gespürt, daß der Scirocco blies, noch ist kein Stäubchen afrikanischen Staubes auf uns herabgefallen. Das schöne Massiv des Monte Pellegrino steht in der reinsten Bläue, der Fels ist wie gebadet von dem Lichte, das ihn umspült. An seinem Fuß ziehen sich die Gärten des Lustschlosses La Favorita hin. Sie verlieren sich gegen den Hang hinauf in Buschwald, Gestrüpp und Gras, in eine Einöde, in der schöne Orchideen aufsprießen. Hier haben wir, lang auf dem Boden ausgestreckt, schon manche Stunde verbracht. Ein Gitterwerk stachliger Opuntien trennt den Garten von dieser einsamen Landschaft ab. Ihre glatten Blätter verlockten mich vorhin dazu, Deinen Namen in sie einzuschneiden. Es sieht aus, als wäre er in Perlenschrift geschrieben, denn der Saft der verwundeten Pflanze steht in runden Tropfen auf den Schriftzügen.

Ich schreibe diesen Brief, den letzten, den Du von hier erhältst, auf einer jener zahllosen Mauern, durch welche die Grundstücke voneinander abgetrennt sind. Man hat sie aus Felsstücken zusammengetragen und die Mühe nicht gescheut, sie hoch am Hange hinaufzuziehen, an Orte, wo die Bodennutzung so mager ist, daß sie eine solche Arbeit kaum lohnt. Diese Mauern sind die sichtbarsten Symbole des römischen Eigentums und für uns wenig angenehm, denn sie zwingen uns, Umwege zu machen oder zu klettern und zu springen. Sie sind aber auch Schlupfwinkel der Smaragdeidechsen, und während ich Dir schreibe, huschen diese wunderbaren Tiere aus den Löchern hervor, spähen prüfend umher und eilen wie ein grüner Lichtstrahl über die Steine hin. Das leise Rascheln, das sie dabei hören lassen, ist das einzige Geräusch, das zu vernehmen ist.

Mir scheint, ich habe diesen Aufenthalt gut genutzt und meine Zeit gut verwendet. Denn ich habe einige Entdeckungen gemacht, und zwar Entdeckungen von jener Art, die ich vor allen anderen schätze. Nenne sie, wie Du willst, Aufschlüsse oder Selbsterkenntnisse. Du weißt ja, daß manche Tänzer bleierne Einlagen in den Schuhen tragen, die sie vor dem Tanz ablegen. Befreit von diesen Gewichten haben sie dann die Empfindung, sich leichter zu bewegen und geschmeidiger springen zu können. Genau diese Empfindung habe ich auch, sie ist der Gewinn, den ich von hier mitnehme.

Aus dem demnächst bei Hs. Dulk in Hamburg erscheinenden Essayband «Orient und Okzident»

Bauernküche in den Abruzzen. Farbphoto Werner Bischof

Drei dunkle Photos von G. Metzler

Er hat nur seinen Vornamen, als ich ihn darnach fragte, nicht gesagt. Er sah nicht ein, wozu mir das dienlich sein sollte. Auch sein Alter war nicht klar herauszubringen, er schwankte selber zwischen 35 und 37 und erinnert sich unliebsam daran, daß er einen entscheidenden Geburtstag einmal ein Jahr zu früh feierte. Da haben wir schon die Vorliebe für das Zwielichtig-Ungewisse und die Scheu vor dem allzu Deutlichen, so wie die Photos das zeigen. Der photographierende Metzler hebt es, den Hauptteil seines Gegenstandes im Dunkeln zu lassen und nur gerade so viel im Bild ins Licht zu setzen, daß wir in den Andeutungen des Dunkels, neugierig ergänzend, zu schauen fortfahren. Metzler bringt den Beschauer in Spannung. Er wagt lieber unverständlich zu sein als allzu deutlich werden. Viele große Maler kann er als Kronzeugen für die Richtigkeit solchen Verhaltens anrufen. Eine Photoschule würde ihm wahrscheinlich eine schlechte Note erteilen. Die Linsenkenner und alle gelobten Photographen wollen deutliche Zeichnung, durchgezeichnete Negative, wie sie sagen, und viele Grautöne, vom zarten Silbergrau bis in die Schattentiefen, in denen immerhin die Dinge nicht zusammenschmelzen oder zerfließen dürfen. Nicht so Metzler. Er versenkt mit Lust den Hauptteil seiner Kopie in Nachtschwärze, nur weniges, nur das Notwendigste kommt ins Licht, und seine Lust ist, dieses Wenige an Umriß und Helligkeit so hinzusetzen, daß wir von der Photo nicht loskommen, sondern zu heißerem Beschauen angeregt werden, als wenn alles auf den ersten Blick offen dalage. So sucht und findet er seine besonderen Lagen, Winkel und Landschaften, er sieht noch Schönheiten, wo die meisten gar nichts mehr sehen. Metzler ist Graphiker, am liebsten aber ist ihm das Malen. Photos entstehen nur in großen Pausen, dann aber gleich sturzbachweise.

A. K.

V A K U U M

Vor der Tür der Jakobskirche blieb er stehen und lauschte. Von drinnen hörte man Musik, aber nur einen Augenblick, dann wurde es wieder still.

Er betrat die Vorhalle und öffnete die Türe ein wenig. Nur eine kurze Weile wollte er lauschen. Mit großer Kraft drangen die Töne durch die Türspalte, spülten über ihn hinweg, wie eine Sturzwelle über einen Badenden, und auf die Sturzwelle folgte eine große Leere.

Leise trat er ein und setzte sich in die letzte Bank. Die Musik rauschte über ihn hinweg, er war mitten in den von weißem Schaum gekrönten Sturzwellen und ließ sich widerstandslos von ihnen treiben. Alles Unangenehme nahmen sie aus seinem Bewußtsein mit sich fort. Er ließ sich von ihnen treiben, bis die letzte verebbte. Die Musik hörte auf, doch in seinem Bewußtsein fuhr die See fort weiter zu rollen. Der Welt entrückt, saß er in der hohen Bank, die ihn mit schützenden Armen umschloß. Die Kirche war schwach beleuchtet, in der Dämmerung sah er ganz flüchtig andere Menschen, halb von den Bänken verdeckt.

Nun würde wohl gleich der Pfarrer zur Kanzel emporsteigen. Sobald die Musik von neuem anhob, wollte er gehen.

Und wieder ließ er sich umfangen und wiegen und wegtragen, aber der Bann war gebrochen. Er konnte nicht mehr so ganz aus sich herausgehen, die eine Hälfte seines Ich stand da und sagte: «Du — du verstehst dich ja nicht auf Musik. Nein, Musik verstehst du nicht. Weshalb sitzest du hier? Du solltest heimgehen und arbeiten! — Geh jetzt, sorge dafür, daß du ein wenig in Stimmung kommst. Ein wenig Vergessen. Ein wenig gute Stimmung.»

Und doch ließ er den Organisten das begonnene Stück zu Ende spielen, bevor er ging. Sonderbar, daß er es so schön fand. Vielleicht hatten die Musikkenner doch recht, wenn sie behaupteten, daß man die Musik lieben lernte, indem man Musik hörte.

Als er dann hinaustrat, dämmerte es schon. Im Spätherbst waren alle Umrisse weich und jetzt beinahe ganz verwischt. Die Leinwand war ganz blau bemalt. Ein Trick, den auch einige Künstler gebrauchten. Nur das Licht eines Bootes unten am Quai und die beleuchteten Fenster der Handelsbank unterbrachen das Blau.

Eine Sekunde lang fühlte er die unbezwingliche Lust, in die Opernbar zu schlüpfen und etwas zu trinken. Doch festen Schrittes entfernte er sich vom Platz seiner Versuchung. «Das war das Verdienst der Musik», sagte er sich, «ohne Zweifel.» Ohne sie wäre er bestimmt in die Opernbar gegangen.

Es gab zwar noch einen Grund, warum er diesen Samstagnachmittag die Opernbar meiden wollte. Im angeschlossenen Restaurant hätte nämlich heute sein Hochzeitsdiner stattfinden sollen, im Kreise seiner neuen Familie. Gerade heute.

Im Weitergehen mußte er an diesen Festschmaus denken, auch wenn er es nicht in Verbindung setzte mit dem flotten Beweis von Willenskraft gerade vorhin. Heute hätte es sein sollen. Samstag, den 27., «. . . und nach der Trauung wird das Diner im Opernkeller eingenommen.» Es war alles sehr fein geplant, alles fertig gewesen. Grünes Licht hatte Monika und ihm an der Wegkreuzung geleuchtet, dann wurde es plötzlich rot. Stop, stop, warnte das rote Licht, und Monikas Augen waren zuerst unsicher, vielleicht traurig, nachher entschlossen und so hart geworden, daß die Blicke stachen. Stop, stop, schrie das rote Licht, und Monikas Mama machte mitten in den Vorbereitungen halt und bekam beinahe einen Nervenzusammenbruch. Sie stand vor dem Tisch und besah die Geschenke aus Silber, Zinn und Aluminium, als Monika mit der Neuigkeit heimkam, mit der schrecklichen Neuigkeit. Stop, stop, funkelte das rote Licht, und Monikas Papa saß am Telephon und sagte ab.

Peter schüttelte sich beim Weitergehen. Er war froh gewesen, nicht in den Kleidern seines Schwiegervaters oder Monikas zu stecken. Noch weniger aber hatte es ihm in seinen eigenen gefallen. Es war alles so höllisch unangenehm.

Die behagliche Stimmung war verflogen. Er war in den Alltag zurückgekehrt und begann von neuem an die Vergangenheit zu denken. Eine Vergangenheit, die die üblichen Zutaten des Lebens enthielt — gut gemischt und gewürzt.

Er war schwer verliebt gewesen, den ganzen Frühling und den ganzen Sommer. Es hatte an einem Märztag angefangen, damals, den sie später mit vielsagendem Lächeln den «ersten Frühlingstag» nannten.

Die vorbeiflitzenden Autos spritzten Schneematsch und Wasser weit auf die Trottoirs. Er stand am Quai und malte, und ein Lastauto, das in rascher Fahrt daher kam, hatte einen Schauer über die Staffelei und den untern Teil der Leinwand gespritzt. Gerade da kam Monika vorbei und hatte angefangen zu plaudern. Sie hatten sich schon früher einmal getroffen, und nun begegneten sie sich in gemeinsamem Zorn über die Rücksichtslosigkeit der vorbeisausenden Autos.

«Mein Mantel wurde ganz verspritzt», klagte Monika und drehte sich um, damit er es sehen sollte.

Er sah die vielen kleinen grauen Spritzer auf dem grünen Stoff, aber er sah auch — ganz nebenbei —, daß Monika hübsche Beine hatte und daß sie vielleicht noch reizvoller aussahen, weil sie aus pelzbesetzten Stiefelchen herausguckten.

«Aber ein Mantel — den kann man zu Hause bürsten!» sagte er und kam auf die verdorbene Leinwand zurück. Sie habe natürlich nicht gemeint, daß ihr Mantel so wichtig sei wie seine Leinwand. Sie habe ihm nur beweisen wollen, wie rücksichtslos die Autos seien. Aber es lasse sich nicht ändern.

Er hatte unterdessen die Leinwand mit dem Palettemesser reingekratzt; sie schaute ihm interessiert zu. Dann waren sie gemeinsam weggegangen, um einen geeigneteren Platz auszusuchen. Ihre Unterhaltung hatte schließlich damit geendigt, daß sie ihm versprach, ihn am nächsten Tag zu besuchen und nachher mit ihm einen Kaffee trinken zu gehen.

Recht bald begann sie zu kritisieren, was er gemalt hatte. Anfangs hatte er sie dazu aufgefordert, dann tat sie es ungebeten.

«Diese Wand ist schief», konnte sie sagen, und zeigte mit ihrem kleinen dünnen Finger, wie es sein sollte. Er lächelte dazu und ließ sie gewähren. Ihr Geschmack war nicht sonderlich entwickelt. Sie steckte noch fest im Realistischen. Sie war der Meinung, daß die Kunst «abbilden» sollte, und zwar richtig «abbilden». Haglatten mußten parallel und Fensterrahmen rechtwinklig sein.

«Das ist aber doch keine Photographie», entgegnete er und merkte, daß seine Worte ein wenig schulmeisterlich klangen. «Das sind unbegabte Künstler, die die Dinge mit den Augen einer Kamera sehen! In unserer Zeit hält sich nur das Persönliche. Unsere Kultur ist fürchterlich alt; alles war schon einmal da. Jetzt handelt es sich darum, es auf neue Art und Weise darzustellen.»

Er konnte sich nicht mehr so genau erinnern, aber es schien ihm jetzt, als ob sie damals schelmisch gelächelt hätte, als sie sagte: «Aha, deshalb muß die Wand schief sein!»

Nein, sie war nicht leicht zum Erziehen gewesen, aber etwas hatte er ihr doch beigebracht. Nicht in der allerersten Zeit natürlich, denn da hatte er jedes Wort aus ihrem Mund so entzückend gefunden, daß er nur mit Küssen antworten konnte — wenn die Umstände es erlaubten. Auf der Straße hatte er sie nie küssen dürfen. Er hatte einmal versucht, ihr einen diskreten Kuß hinter das Ohr zu geben, aber sie wurde böse. Die Tochter aus gutem Hause in ihr reagierte sauer. Er hatte sie nicht einmal auf der Bank im Tiergarten küssen dürfen, trotzdem sie von niemandem gesehen wurden als von einem alten Herrn und seinem Hund. Richtiges Verständnis für das nachlässige Künstlertum hatte er nie in ihr erwecken können, aber — ach — wie war sie süß, als sie den Stab über seine Kunst brach.

Bei diesen Gedanken durchfuhr ihn ein Gefühl, wie wenn ein Vakuum in seiner Brust entstanden wäre. Er fühlte das Saugen bis in den Hals hinauf. Sie hatten ja doch einen glücklichen Frühling und Sommer miteinander verlebt, besonders bevor er in die Familie eingeführt wurde. Besonders bevor er am Familientisch an der linken Seite der Hausfrau gesessen und höflich dem Blick aus ihren braunen Augen standgehalten hatte. Es war ihm sofort aufgefallen, daß Monika ihrer Mutter glich, ganz und gar. Es brauchte nur zwei Dezennien und viele Kilos, und sie wurde wie diese dicke, lässige, nette Dame, die dort saß und aufpaßte, ob der Gast den Löffel mit der Spitze voran in den Mund steckte.

Monika hatte ihn gewarnt davor. Es war diskret geschehen, zwischen zwei Küssen hatte sie sein Gesicht an das ihre gehalten und gesagt: «Du, Peter, ich will, daß du zu Hause gefällst. Ich will, daß sie nichts an dir auszusetzen haben!»

«Soll ich den Smoking anziehen?»

Er hatte dies höhnisch gefragt, denn er haßte den Smoking, besaß keinen und hatte nicht vor, einen anzuschaffen.

«Also, was ist denn? Sag es nur heraus, ich werde nicht böse!» Dann hatte sie es gesagt, daß er nicht den Löffel mit der Spitze voran in den Mund stecken, sondern die Suppe von der Seite her schlürfen solle. Zuerst war er böse geworden, kein Wunder! Welch ein Einfall! Was konnte der Mensch nicht alles erfinden, um Schwierigkeiten zu machen. Einfall der blödesten Art! War es nicht leichter, die Suppe in sich hineinzubringen, wenn der Löffel auf natürliche Weise gebraucht wurde? Und wenn es Gemüse in der Suppe hatte? Oder Klöße? Oder Frikadellen? Wie sollte man es dann anfangen, wenn man keinen Rüssel hatte?

Allmählich beruhigte er sich. Als sie das nächstemal zusammen in einem Restaurant aßen, demonstrierte er verschiedene Eß-Techniken, selbstverständlich nur aus Teufelei. Und sie hatten sich beinahe krank gelacht. Daheim — bei ihr — saß er dann aber da, schlürfte die Suppe von der Seite, mädchenhaft und dumm. So verliebt war er gewesen!

Die Familie war alles in allem nicht sehr fein, das sah er bald. Sie wollte nur fein sein, sie war bürgerlich. Der Papa hatte sich emporgearbeitet und es zu einem netten Einkommen gebracht. Das war flott. Er — Peter — bewunderte ihn deswegen. Aber er konnte dieses Streben nach Feinheit in Aeußerlichkeiten nicht leiden. Er verachtete sie deswegen von der ersten Stunde an. Er verachtete sie sehr deutlich, während er mit der Tante konversierte und die Suppe in der vorgeschriebenen Weise schlürfte.

Dann verlobten sie sich. Sie wollte einen Ring mit Brillanten. Ihr Papa war so lieb, ihn zu bezahlen, das mußte er wohl.

Es war ein Unglück mit dem Ring, er hatte das sofort gefühlt. Er war unruhig geworden, sobald die Rede darauf kam, daß er gekauft werden sollte. Er haßte die Stunde, da sie das Geld in seine Tasche steckte, ihn anlächelte und zum Juwelier lockte.

Er kannte Künstler, die geheiratet hatten ohne feierliche Zeremonien und ohne Gold am Finger. Einige seiner Bekannten hatten rostfreie Stahlringe. Das sah nobel aus. Oft scherzten sie über «das Platin», aber sie waren glücklich dabei. Rostfreier Stahl ist haltbar. Er erträgt Abnützung. Verliert man ihn, so ist es auch nicht die ganze Welt. Ihre Mama trug Gold, er hatte eigens nachgesehen. Doch für die Tochter riet sie davon ab. «Meine Tochter soll Brillanten haben!» Er selber hatte noch keinen solchen Ehering gesehen, das heißt, er hatte vielleicht schon einen gesehen, aber er hatte nicht darauf geachtet. Und dann — hugs, flugs — sollte er ein solches Ding kaufen und es an den Finger einer Frau stecken. Er erinnerte sich noch, wie unangenehm es ihm war, aber Monika strahlte vor Glück. Sie hatte den Ring gegen die ungeschützte Lampe geprüft, und das Ding hatte Lichtbündel nach allen Richtungen gesprüht. Dann hatte sie den Ring unter die Tageslichtlampe des Juweliers gehalten und hatte ausgesehen, als ob sie von dem weißen Schein geblendet wäre. Zum Schluß war sie zur Türe gegangen, um ihn im richtigen Tageslicht zu prüfen.

Dann hatte er bezahlt — mit dem Geld ihres Vaters. Mit ein wenig Phantasie konnte er sich gut vorstellen, was für Szenen sich bei ihr zu Hause abgespielt hatten, bis sie die Eltern auf ihrer Seite hatte. Er war ja nichts Begehrenswertes. In seinen eigenen Augen sah er recht nett aus, nett auf künstlerische Weise: karierte Krawatte, Baskenmütze und irgendeine verblichene Schürze. Aber in ihren Augen war er selbstverständlich abscheulich, und trotzdem wollten sie ihrer Tochter den Willen lassen. Vielleicht betrachteten sie ihn als Kapitalanlage. Vielleicht hofften sie — genau wie er selber — daß er sich eines Tages durchsetzen würde. Bis dato hatte er aber nur einmal ausgestellt. Die Kritiken waren unterschiedlich gewesen: einige hatten kurz ablehnend geschrieben. Darüber hinwegzukommen war das Schwerste. Aber eines der führenden Blätter hatte ihm dreiviertel Spalten gewidmet und gut über seine satten, dunklen Farben und seinen männlichen Strich geschrieben. «Vulkanausbruch in dunkler, gesättigter Farbe» — genau so waren die Worte. Das war schmeichelhaft, bestimmt. Aber jene Stunden, da die Farbe zur Leinwand drängte, daß man sie — nachdem sie getrocknet war — wie Erhöhungen anfühlen konnte, jene Stunden waren selten. Zuweilen fürchtete er sogar, daß er sie nie mehr werde erleben dürfen.

Er konnte hie und da eine Leinwand verkaufen; aber das reichte nicht einmal für seinen täglichen Bedarf. Für einen Brillantring oder eine Wohnungseinrichtung reichte es schon gar nicht. Nach dem Einkauf des Ringes war überhaupt alles durcheinander, ja — ihm zuwider. Den ganzen August hatte er in Läden verbringen müssen, den ganzen langen August, wo er draußen in den Schären hätte sein können und malen, malen.

Es war wie ein Albtraum — nicht mehr und nicht weniger. Schon frühmorgens telephonierte Monika und teilte ihm außer Atem mit, sie habe eine mächtig feine Annonce gelesen. Ein Hin-und-her-Telephonieren begann, und zum Schluß hatte er sich auf

sein Velo setzen müssen, um an die verschiedensten Orte hinzufahren und die Dinge zu besichtigen, während Monika einen Raid auf eigene Faust unternahm. Nachher trafen sie sich meistens in einem Kaffee, um über ihre Eindrücke zu berichten. Wenn sie dann so vor ihm saß, sommerkühl und sonnverbrannt, mit eifrigen Augen, sprudelte die Verliebtheit aufs neue in ihm empor.

Die Jagd nach einer Wohnung mit Atelier schlug meist fehl. Aber eines Tages machten sie einen Volltreffer: ein Atelier am Walhallaweg, zwei Räume, eine kleine Miniaturküche, gerade zu Monikas Größe passend. Die Wohnung schien auch zu der Unterstützung zu passen, die Monikas Vater generös versprochen hatte, bis Peter Erfolg haben würde.

«Du hast gut vorgespannt», hieß es ein wenig neidisch bei seinen Kameraden, und es gab auch einige, die ihn foppten. Das war ein wunder Punkt. Wenn jemand daran rührte, schmerzte es ihn einige Tage. Zuweilen ergriff ihn die Lust, einfach über Bord zu springen, um allem zu entfliehen, indes die gut geplante Segelfahrt mit flottem Kurs dem Hafen zusteuerte, dem Hafen der Ehe.

Dann kam der Tag des zweiten Aufgebotes. Peter wußte gar nicht, daß er so viele Verwandte bekommen würde. Er glaubte einer ganzen Kompagnie die Hand gedrückt zu haben — einer Kompagnie von Tanten und Onkels und Jugendkameraden und Schulfreundinnen. Dabei fühlte er sich wie ein General, ein sehr niedergeschlagener General, der die Kompagnie mustern wollte, aber von ihr gemustert wurde. Und doch trug er zu Ehren des Tages einen neuen Konfektionsanzug, der von Monika lebhaft gebilligt worden war, hauptsächlich seiner männlichen Achselpolster wegen. Er selber kam sich zwar vor wie eine Schaufensterpuppe. Es fehlte nur noch, daß eine Preisetikette an ihm herunterhing.

Jede ankommende Person hatte ein Paket unter dem Arm, und bei jedem wiederholte sich dieselbe Zeremonie. Die Schnüre wurden gelöst oder vom Schwiegervater, der mit bewundernswerter Schnelligkeit das Taschenmesser bereit hatte, entzweigeschnitten. Papier wurde aufgewickelt und ein Karton enthüllt. Der Kartondeckel wurde abgehoben, und Monikas kleine Hand hielt einen glänzenden Gegenstand in die Höhe, damit alle ihn sehen konnten.

«Oh, wie nett — gerade was wir brauchen!» Der Gegenstand wurde auf einen eigens für diesen Zweck hergerichteten Tisch gelegt, und schon machte sie sich über das nächste Paket her. Ihre Augen strahlten alle diese Menschen an, genau so, wie sie ihn anzustrahlen pflegten. Er konnte mit bestem Willen keinen Unterschied feststellen. Wenn sie ihm wenigstens über die Blumen und die Traubenschere hinweg vertraulich zugeblinzelt hätte! Aber das tat sie nicht, hatte vielleicht keine Zeit dazu. Sie mußte natürlich

Zeichnungen von Hugo Wetli

danken und ihr Interesse zeigen. Wenn sie ihm nur wenigstens über all diese glänzenden Gegenstände hinweg zugelächelt hätte, nur einmal ihm verständnisvoll zugeblinzelt.

Er sprach wenig an diesem Tag. Viele Menschen versuchten mit ihm zu plaudern, er hatte dazu gelächelt, sich verbeugt und einsilbige Antworten gegeben. Dies geschah halb mechanisch; ihm schien alles so unwirklich, so phantastisch. Daß er es war — Peter Lamén —, der hier stand und einer Menge Menschen die Hand drückte, während seine zukünftige Frau Geschenke entgegennahm, die sie vielleicht ihr ganzes Leben sehen und gebrauchen mußten.

Jetzt — nachträglich — verstand er seine Empfindungen besser. Der Tisch mit den Hochzeitsgeschenken hatte ihn erschreckt. Vor ihm erhob sich plötzlich ein Berg, über den er hinüber mußte. Aber wie er auch ging und ging, trat und trat, er kam nicht auf den Gipfel. Er setzte den Fuß auf rostfreie Kochtöpfe, die sein Spiegelbild in grotesken Perspektiven wiedergaben! Er setzte den Fuß auf die erhöhten Figuren einer geschliffenen Vase, aber hinüber kam er doch nicht. Zuweilen meinte er, den Gipfel erreicht zu haben, aber es war nicht der endgültige, höchste Gipfel. Dieser harrte seiner weiter weg. Er wurde von Schrecken und Taumel ergriffen. Er glaubte auf eine Reihe Silberlöffel — die auf dem weißen Damasttischtuch lagen — getreten zu sein. Die Löffel wippten und gaben ihm einen Schlag ans Bein. Er versuchte sich über den Deckel einer feuerfesten blauen Sache durchzuschlagen — ein feines Blau, wie ein von blauen Anemonen übersäter Hügel im Frühling —, aber die Füße glitten und glitten, und er blieb am gleichen Fleck stehen.

Er stand immer noch auf genau demselben Fleck am Bücherschrank und sah zu, wie seine Braut die Gegenstände auf dem Tisch zusammenschob, um Platz zu machen. Um ihn herum war es still und leer geworden. Alle Menschen schienen miteinander beschäftigt zu sein. Monika hatte nie nach ihm hingeschaut und ihm nie zugelächelt. Da geschah es — ihm kam die Idee, davonzuschleichen. Kalle und Roman — seine zwei Kameraden, die hinaufgekommen waren — hatten sich schon lange gedrückt, nachdem sie gesehen hatten, daß die Bewirtung tantenmäßig war: süßer Wein und viele feine Kuchen, guten Kaffee, aber keine stärkere Ware.

Ungesehen kam er in die Diele und erwischte seine Baskenmütze. Es war nicht schwer, sie zu finden; denn er hatte sie auf den Fenstersims gelegt. Etwas anderes brauchte er nicht mitzunehmen.

Das Gefühl der Unwirklichkeit blieb bis auf die Straße hinunter und auch noch die nächsten Tage an ihm haften. Es war nicht das Heute, das ihm unwirklich schien; es war die Vergangenheit, die jüngste Vergangenheit.

Vor ihm schien sich eine Gefängnistür zu öffnen, aber er hatte einen kühnen Sprung auf die Seite gemacht — in letzter Minute — und war entkommen. Er sah sich bei glänzenden rostfreien Gegenständen, und eine kleine Schere — eine Traubenschere — bildete ein Fangeisen für seinen Fuß. Er sah sich schon in der Fuchsfalle gefangen, sah sich zusammen mit Monika Besuche empfangend, sah sich zu Gesellschaften geschleppt, sah sich stutzerhaft gekleidet, sein Glas feierlich nach links und rechts erhebend. Und durch alles hindurch sah er ihre süßen lächelnden Augen. Sie strahlten so schön, weil sie sich wohl fühlte, weil die Besuche, die Gesellschaften, die vielen Leute, das Fein-angezogen-Sein und die abendlichen Ausgänge ihr gefielen. Das war weiblich, das war menschlich. Aber — Herrgott — wenn sie ihm nur wenigstens einmal zugelächelt hätte, einmal verständnisvoll zugeblinzelt.

Er hatte einen Sprung aus der Fuchsfalle machen müssen, um ein freier Mann zu werden. Er mußte einen langen Schritt über die Silberlöffel hinweg nehmen, damit sie nicht aufwippen und ihm einen Schlag ans Bein versetzen konnten.

Er war nicht direkt heimgegangen. Er hatte Roman aufgesucht, und sie waren zusammen ausgegangen. Roman war voll Verständnis und hatte ihn in seinem Entschluß bestärkt. Es war spät geworden an diesem Abend.

Am folgenden Morgen wurde er durch hartnäckiges Läuten an der Türe geweckt. Zuerst wollte er gar nicht öffnen, aber die Glocke fuhr fort zu bimmeln. Das Telephonkabel konnte man herausziehen, aber der Türglocke gegenüber war man hilflos. Schließlich mußte er doch aufstehen und öffnen, um Ruhe zu bekommen. Er zog den Bademantel an und ging hinaus. Sie — Monika — war es.

Er versuchte sie an der Schwelle anzuhalten, aber sie schob ihn mit milder Gewalt weg und ging ins Atelier hinein. Dort war es noch liederlicher als sonst. Er liebte die Ordnung, aber es war so schwer, sie zustande zu bringen. Heute war es schlimmer als je. Flaschen und Gläser, Asche und Staub deckten Tische und Stühle. Mit dem Ellbogen strich er einen Stuhl sauber und bat sie, Platz zu nehmen.

«Du verschwandest gestern so rasch», sagte sie und glich dabei ganz ihrer Mutter.

«Ja.»

Er konnte keine Erklärung finden. Für ihn war es frühmorgens, auch wenn die Uhr eine Stunde nach Mittag zeigte.

«Papa fand es ein wenig eigentümlich. Tante Agda wünscht...»

Tante Agda war das rote Tuch, mit dem der Toreador winkte, während er versuchte, den Dolch ins Genick des Stieres zu stoßen.

Der Stier machte wilde Hochsprünge, während er etwas murmelte, das klang wie «Zum Teufel mit Tante Agda».

«Mama erwartet, daß du um Entschuldigung bittest. Sie sagte das ausdrücklich, als ich ging.»

Jetzt fühlte er die Dolchspitze in seiner Stirn.

«Merkst du denn nichts? Begreifst du denn nicht, daß ich genug bekommen habe? Erfassest du wirklich nicht, daß jener große Zirkus gestern einen Mann zu Tode erschrecken kann?»

In einem Spiegel erblickte er für einen kurzen Augenblick sich selber. Wild sah er aus mit dem ungekämmten Haar und einer Strähne, die ungebärdig in die Höhe stand.

«Du hast genug bekommen?» Sie schwieg und zögerte ein Weilchen. «Du hast genug nach dem zweiten Aufgebotstag?»

Eine Sekunde sah er alles mit ihren Augen und begriff, wie wahnsinnig es war. Aber es war zu spät, es war nicht mehr zu ändern. «So ist es», antwortete er hart. «Ich habe wirklich genug. Es ist am besten, die Trauung aufzugeben. Die Geschenke . . . die Geschenke . . .» Er stammelte und dachte nach. Die Geschenke türmten sich von neuem vor ihm auf. «. . . Die könnt ihr ja zurückgeben, das ist sicher leicht zu ordnen.»

«Leicht zu ordnen?» fragte sie, aber es klang keine Ironie durch ihre Worte. Im Gegenteil — ihre Stimme war ein wenig unsicher, ganz als ob sie sogleich in ein Schluchzen hinübergleiten würde. Sie schluckte und sagte dann: «Mama wird nie darüber hinwegkommen.»

Er lachte auf. Ein wahnsinniges Lachen. Mama wird nicht darüber hinwegkommen, hahaha. Was kümmerte ihn das dicke Frauenzimmer?

Trotz seinem Katzenjammer merkte er, wie widerlich er war, aber es gefiel ihm, so zu sein, es freute ihn, sie bekümmert zu sehen. Ihre Fragen galten nicht ihm und nicht ihr, nein — er war nur der Vorwand. Ein Vorwand für das hübsche Spiel, einen Hausstand zu gründen, eine Hochzeit zu arrangieren und Geschenke entgegenzunehmen. — Nach einem Weilchen war sie ganz entschlossen.

Ihr Mund war hart geworden und ebenso ihr Blick. Sie war aufgestanden — er erinnerte sich genau jeder Bewegung — und war zum Spiegel gegangen, hatte den Hut zurecht gesetzt und gesagt: «Ich glaube — wie du —, es ist am besten so. Ich hoffe, du ordnest das Praktische mit Papa.»

Es kränkte ihn, daß sie es so leicht nahm. Die Trauer darüber schmerzte ihn immer noch irgendwie tief in seinem Herzen, in seiner Eitelkeit, in andern althergebrachten Zentren der menschlichen Gefühle.

«Darf ich dich zum Abschied küssen — das darf ich doch?» fragte er und merkte, daß es lächerlich klang. Sie geruhte nicht einmal zu antworten. Ihre Blicke maßen ihn von oben bis unten, so daß er nicht vermeiden konnte, daran zu denken, wie er aussah in seinem zerknitterten Pyjama unter einem schmutzigen Bademantel, mit einem Farbkleeks auf dem Bauch, graugelber Haut und erbärmlicher Miene.

Später eilte er die Treppe zu Romans Atelier hinauf. Frohe Lachsalven drangen durch die Türe. Er hörte weibliche Stimmen und konnte unterscheiden, wem sie gehörten. Dann wurde die Türe geöffnet, und das Lachen der Kameraden drang näher, plätscherte ihm entgegen wie Wellen einem Felsen. Er ließ sie über sich hinwegspülen, sich bemühend, sich hier daheim, geborgen zu fühlen.

Maja kam zu ihm herüber und setzte sich an seine Seite. Sie war überzählig gewesen, bevor er kam. Es war tröstlich, wieder in diesem Kreis zu sein, dachte Peter.

Einmal schoß ihm die Erinnerung an einen Ausspruch durch den Kopf, den er einmal zu seiner Braut getan hatte: Man muß seine Seele retten. Er holte diesen Satz wieder hervor, prüfte ihn, während er auf Roman lauschte. Peter fühlte sich heimisch. Jetzt kam Roman zu ihm hin, füllte sein Glas. Alle sprachen gleichzeitig. Jemand schlug vor, auf das Wohl des Verlorenen Sohnes zu trinken.

Uebertragen von Anna Helfenberger

Begegnungen

Entnommen den im russischen «Neuen Journal» (Nr. 9, New York 1943) erschienenen Aufzeichnungen des berühmten russischen Schauspielers, eines Neffen des Dichters Anton Tschechow

M. A. TSCHECHOW

Ein Telegramm aus Salzburg teilte mit, daß Geschäfte Reinhardt veranlaßten, sofort nach Berlin zu kommen, wo er mich zu treffen hoffe.

Eine Luxuswohnung. Riesensäle, die an ein Schloß erinnern. Reinhardt kam mir entgegen und führte mich zu einem großen Schreibtisch. Nachdem er mich Platz hatte nehmen lassen, setzte er sich mir gegenüber. Seine großen, lachenden, klugen, durchdringenden Augen waren auf mich gerichtet. Ich wurde verlegen.

«Ich weiß», sagte er, «welche Rolle Sie spielen wollen.»

Ich hegte einen geheimen Traum. Er galt einem Shakespeareschen Helden. Niemand wußte davon. Reinhardt nannte diesen Helden. Ich war endgültig erschlagen.

Nach zwei, drei allgemeinen Phrasen fragte Reinhardt nach Stanisslawskij und nach seiner Arbeitsmethode. Als er erfuhr, daß das Moskauer Künstlerische Theater die Stücke monatelang probt und nur zwei, drei neue Inszenierungen jährlich in sein Repertoire aufnimmt, senkte er den Blick und schüttelte traurig sein Haupt.

«Wir Deutsche haben eine andere Methode.» Ich weiß nicht, ob er uns oder die Deutschen bedauerte.

«Eine wunderbare Rolle!» rief er aus, plötzlich zu seinem Vorschlag übergehend. Sein listiger Blick sagte: «Sie sind entzückt und warten, was ich weiter sagen werde.» Ich unterwarf mich unwillkürlich diesem Blick und bat ihn begeistert, mir von der Rolle zu erzählen.

Er schlug mir den Part des Skid in «Artisten» von O. Wylnov vor. Skid ist ein Clown! In Berlin hatte mit großem Erfolg W. A. Sokolow diese Rolle gespielt; Reinhardt wollte, daß ich sie in Wien spiele. Ich sollte unverzüglich dorthin reisen, um noch vor Reinhardts Rückkehr mit seinem Assistenten, Dr. S., an der Verbesserung meiner deutschen Sprache zu arbeiten und Clowntricks einzustudieren. Und der «Hamlet»? Im Fortgehen fragte ich Reinhardt, warum er nicht mehr klassische Stücke einstudiere.

«Es ist nicht die Zeit dafür», gab er mir zur Antwort, «das Publikum will jetzt nichts davon wissen. Das Theater wird aber noch Klassiker erblicken.»

Reinhardt begleitete mich bis zur Tür, mit dem gleichen durchdringenden Blick jede meiner Bewegungen verfolgend.

Einige Tage vor der Premiere traf Reinhardt in Wien ein, und die «richtigen» Proben begannen. Sie fanden nachts in seiner Wohnung statt. Gegen Morgen, wenn die Nerven gespannt waren, belebten sich die Schauspieler, und alles geriet ausgezeichnet. Zu meiner Verwunderung setzte Reinhardt die nächtlichen Proben nicht an, um in den verbleibenden wenigen Tagen möglichst viel herauszuholen. Nein, seine Absicht war, gegen Morgen jene Erregung hervorzurufen, die die Probe zu einer «ausgezeichneten» gestaltete. Diese Taktik wandte er häufig bei seiner Arbeit an. Bei der Generalprobe vor der Premiere tauchte Reinhardt bald auf der Bühne, bald hinter den Kulissen, bald im Zuschauerraum auf. Er war nicht weniger als die anderen aufgeregt und gereizt, verbarg aber geschickt seinen Zustand unter der Maske der Kälte und Ruhe. Er bewegte sich sogar langsamer als gewöhnlich. Die Probe wurde jeden Augenblick unterbrochen und nahm erst bei Tagesanbruch ihr Ende.

Vor der Premiere fragte ich mich, ob ich mich nicht betrinken solle, doch auch dazu reichte mein Wille nicht aus. Mit stumpfer Gleichgültigkeit betrat ich die Bühne. Der erste und zweite Akt waren vorüber, im dritten fand die Hauptszene des Clowns Skid statt: er muß einen effektvollen, tragikomischen Monolog sprechen.

Ich begann. Seltsam erklangen für mich selbst die ersten Sätze des Skid: «Ganz und gar nicht kehlig, nicht deutsch, sondern herzlich ... das ist wohl die russische Stimme», durchfuhr mich der Gedanke. «Und wie schlicht er redet, ganz anders als auf der Probe. Das kommt wohl daher, daß ich nicht spiele. Ich sollte wohl eine Anstrengung machen ... nein, ich warte noch ein wenig, ich habe keine Kraft ... der Monolog ist so lang.» Mein Skid sprach, und es kam mir vor, als ob ich zum erstenmal richtig den Sinn seiner Worte, seine unglückliche Liebe zu Bonny, sein Drama erfaßte. Müdigkeit und Ruhe machten mich zum Zuschauer meines eigenen Spiels. «Wie wahr, daß seine Stimme so warm, so herzlich klingt ... Kommt daher diese erregende, gespannte Atmosphäre? Die Zuschauer horchen auf, lauschen aufmerksam ... auch die Schauspieler hören zu ... und Bonny. Auf den Proben war sie nur mit sich beschäftigt. Ich habe ja gar nicht gesehen, wie prächtig sie ist ... Selbstverständlich liebt Skid sie!» Ich beobachtete Skid voll Aufmerksamkeit. Bonny begann am Klavier ein trauriges Liedchen zu singen. Ich warf einen Blick auf den am Boden sitzenden Skid, und es schien mir, ich «sähe» seine Gefühle, seine Aufregung, seinen Schmerz. Und seine Darstellung kam mir seltsam vor: bald änderte er plötzlich die Tempi, bald unterbrach er seine Sätze durch Pausen, bald waren seine Betonungen unlogisch, bald seine Gesten wunderlich ... «Der professionelle Clown», mußte ich denken. Zum erstenmal nahm ich echtes, lebendiges Interesse an den Worten und am Seelendrama Skids bei meinen Partnern wahr. Voll Erstaunen bemerkte ich, daß ich erraten konnte, was nach einem Augenblick in seiner Seele vorgehen würde. Seine Trauer wuchs an. Er tat mir leid, und in diesem Augenblick strömten Tränen aus den Augen des Clowns. Ich erschrak! «Das ist sentimental, wozu Tränen, unterdrück sie!» Skid unterdrückte die Tränen, doch an ihrer Statt riß sich Kraft aus seinen Augen los. In ihr war Schmerz, ein tragischer, dem Menschenherzen so vertrauter, bekannter Schmerz ... Skid erhob sich, ging mit seltsamem Gang über die Bühne und begann plötzlich zu tanzen, nach Clownart, nur mit den Füßen, komisch, immer schneller und schneller ... Die Worte des Monologs, glühende, deutliche, scharfe Worte, verströmten über dem Zuschauerraum, wurden ins Parterre, zu den Logen, auf die Galerie davongetragen ... «Was ist das? Woher kommt es? Auf den Proben habe ich nicht so gespielt!» Die Partner erhoben sich von ihren Plätzen und wichen zu den Wänden des Pavillons zurück. «Auch sie taten es früher nicht!» Jetzt konnte ich Skids Spiel lenken. Mein Bewußtsein spaltete sich, ich war im Zuschauerraum und neben mir und in einem jeden meiner Partner. Ich erfuhr, was sie fühlten, was sie wollten, was sie alle erwarteten. «Tränen!» befahl ich dem tanzenden Skid. «Jetzt darfst du!» Die Müdigkeit war geschwunden ... Leichtigkeit, Freude, Glück! Der Monolog nähert sich dem Ende ... Wie schade, so viel noch könnte man sagen, so komplizierte, unerwartete Gefühle erheben sich in der Seele, so biegsam, gehorsam wird der Clownkörper ... Und plötzlich füllte sich mein und Skids Wesen mit einer furchtbaren, beinahe unerträglichen Kraft. Und es gab keine Grenzen für sie, sie drang überall ein und vermochte alles! Es wurde mir unheimlich. Mit einer Willensanstrengung ging ich wieder in mich ein und sprach aus Beharrungsvermögen die verbleibenden zwei, drei Sätze des Monologs zu Ende.

Das Stück war beendet. Der Vorhang fiel. Publikum, Reinhardt und sogar Dr. S. belohnten mich reichlich für die ausgestandenen Qualen der letzten Tage. Ich war dankbar und gerührt. Jetzt hatte ich «die Rolle gefunden» und begann mit zunehmendem Vergnügen, meinen Clown zu spielen.

Schlechte Schauspieler sind darauf stolz, daß es ihnen zuweilen gelingt, auf der Bühne ihre Rolle so stark zu «durchleben», daß sie sich ganz vergessen. Solche Schauspieler zerbrechen die Möbel, verrenken den Partnern die Arme und erwürgen ihre Geliebten während des Spiels. Solche Schauspielerinnen bekommen oft hinter den Kulissen hysterische Anfälle. Und wie ermüdet sind sie nach der Vorstellung! Schauspieler aber, die mit gespaltenem Bewußtsein spielen, mit «Mitgefühl» statt mit persönlichen Gefühlen, ermüden nicht, im Gegenteil, sie verspüren einen Ansturm neuer Kräfte, die sie gesund machen und stärken.

Wenn ich zum Beispiel Schaljapins Spiel beobachtete, hegte ich stets den «Verdacht», daß er in seinen besten Momenten auf der Bühne gleichzeitig in zwei verschiedenen Seiten des Bewußtseins lebte und, ohne seinen persönlichen Gefühlen Gewalt anzutun, spielte. Sein Sohn, mein Freund Fjodor Fjodorowitsch Schaljapin, hat meine Vermutungen bestätigt. Er kannte seinen Vater als Künstler gut, sprach viel mit ihm und drang in seine Seele ein: «Mein Vater war ein kluger Schauspieler ... ein kluger und schlauer! In welch gehobenem, schöpferischem Zustand er sich auch befand, so verlor er doch nie die Kontrolle über sich und verfolgte stets sein Spiel gleichsam von der Seite. ‚Das ist es eben', pflegte er mir gegenüber sich zu äußern, ‚daß Don Quijote bei mir spielt, Schaljapin aber hinter ihm hergeht und beobachtet, wie er spielt!' Er unterschied sich stets von der Gestalt, die er auf der Bühne spielte. ‚Wen bedauerst du, den Vater oder Don Quijote?' fragte er meinen siebenjährigen Bruder Borja, wenn jener weinte und den Vater nach der Vorstellung des ‚Quijote' küßte.»

Und über das «Mitgefühl» teilte mir Fjodor Fjodorowitsch die bedeutsamen Worte seines Vaters mit: «Ich kann, als Zuschauer, weinen, daß Don Quijote stirbt, doch auch während ich spiele, kann ich gleichfalls weinen, daß er stirbt.»

Zwei Jahre lang konnte ich Reinhardts Arbeit beobachten. Er war der letzte Vertreter des Theaters «von Gottes Gnaden». Die objektiven Kenntnisse der Bühnengesetze und die Technik der Schauspielkunst waren seiner begeisterten Seele fremd. Ein erlesener Geschmack, eine reiche Phantasie und glänzende theatralische Einfälle arbeiteten für ihn seine eigenen Reinhardtschen Gewohnheiten und Kunstgriffe aus. Und ihrer bediente er sich auch stets, ohne ihre Bedeutung zu erkennen und ohne imstande zu sein, sie an andere weiterzugeben. Man kann nicht weitergeben, was man nicht begreift, man kann die Elementarkraft des Talents nicht weitergeben, man kann nur die *Schule* weitergeben. Doch Reinhardt hat keine Schule geschaffen. Er konnte einem Schauspieler seine Rolle glänzend *zeigen*, er konnte sie ihm vorspielen, seinen Text ihm vorsprechen. Aber dem Schauspieler die technischen Mittel zur Erlangung der gewünschten Resultate zu geben vermochte er nicht.

Vieles erriet Reinhardt intuitiv. Worin bestand die hinreißende Kraft seines Wortes, wenn er sich plötzlich von seinem Sessel auf der Rampe erhob, sich an den Platz des Schauspielers stellte und für ihn spielte, den Text seiner Rolle sprach? Darin, daß ein jeder von ihm gesprochene Laut sich mit besonderem Ausdruck, der nur diesem Laut der menschlichen Rede eigen ist, anfüllte. Die Schauspieler lieben das, wissen aber nicht, wodurch dieser Effekt erzielt wird. Kraft seines Talents beherrschte Reinhardt meisterhaft die einzelnen Laute der Rede, drückte durch sie bald den Charakter des Helden aus, verlieh bald seiner Rede Spannkraft und Plastizität, bediente sich bald ihrer wie ein Maler der Farben, wie ein Musiker, der sie zu Melodien verbindet.

Dank seinem Talent, dem Zauber seiner Persönlichkeit, der inneren Kraft und seiner wahrhaft königlichen Haltung machte Reinhardt stets einen majestätischen Eindruck. Es kam keinem in den Sinn, daß er klein von Wuchs und häßlich von Angesicht war. Auch ich dachte nie daran, bis ein Umstand mich veranlaßte, Reinhardt zu «sehen» und in Aufregung zu geraten. Es stand die Begegnung zwischen Reinhardt und Stanisslawskij bevor, und ich erschrak regelrecht. Stanisslawskij, der Gigant mit dem grauen Löwenhaupt, und Reinhardt, der kaum bis zu seiner Schulter reichte, würden nebeneinander stehen. Was würde geschehen? War es möglich, daß der Professor den Vergleich nicht aushielte? Es war während eines Besuchs Stanisslawskijs in Berlin. Reinhardt gab zu seinen Ehren ein Essen. Nur zehn Personen waren geladen. Feierliche Atmosphäre der Erwartung. Eine Menge von Photographen. Eine mit erlesenem Geschmack gedeckte Tafel in Reinhardts «Schloß». Wenn ich mich nicht täusche, war es die erste Begegnung der beiden großen Regisseure. Meine Angst wuchs mit jedem Augenblick. Ich liebte beide und wünschte keinem von ihnen den Triumph über den anderen. Der kleine Reinhardt saß in einem großen Lehnstuhl. Mein Gott, wie klein kam er mir in diesem Augenblick vor! Wie flehte ich ihn in Gedanken an, er solle aufstehen! Wie wünschte ich, daß niemand außer mir diese unerträglich hohe Lehne mit der geschnitzten Krone bemerke, hoch, hoch über Reinhardts Kopf, die ihn zu einem altertümlichen Porträt machte, das in seinem goldenen Rahmen heruntergerutscht war. Im Nebenraum wurden Stimmen und Schritte vernehmbar. Stanisslawskij war gekommen. Reinhardt erhob sich (nein, er ist klein, ist furchtbar klein!) und begab sich langsam, sehr langsam (bravo!) zur Tür. Die Lakaien schoben die schweren Portieren auseinander, und es zeigte sich die Gestalt des grauhaarigen Giganten. Er blieb in der Tür stehen, blinzelte mit den sehr kurzsichtigen Augen und lächelte unbestimmt irgendwen an. Pause. Reinhardt aber ging und ging noch immer, die eine Hand in der Hosentasche. Die Anwesenden konnten schon nicht mehr die Pause ertragen und lächelten und machten unsicher halbe Verbeugungen. Reinhardt aber beschleunigte seinen Schritt nicht und ging und ging. Er war schon ganz nahe. Plötzlich erblickte ihn Stanisslawskij. Er stürzte ihm entgegen, begann seine Hand zu drücken und murmelte in Unkenntnis der deutschen Sprache entzückenden Unsinn. Reinhardts linke Hand glitt graziös aus der Hosentasche und blieb über dem Körper schweben. Die rechte Hand streckte sich plötzlich und veranlaßte Stanisslawskij, einen Schritt zurückzutreten, oder Reinhardt, etwas zurückzuweichen. Es bildete sich eine Distanz. Reinhardt erhob das Haupt und blickte nach oben auf Stanisslawskij. Aber wie? Wie Kenner in Bildergalerien Gemälde von Raffael, Rembrandt, da Vinci betrachten, ohne sich zu erniedrigen, ohne die Würde einzubüßen, im Gegenteil, die Achtung der Umgebenden hervorrufend, die sich an den Kennern vielleicht nicht weniger als an den Gemälden weiden. Mein heftig klopfendes Herz zählte einige schweigsame Sekunden. Und vor aller Augen vollzog sich das Wunder: immer noch Distanz haltend, begann Reinhardt zu wachsen, wachsen und wuchs wieder zum früheren, majestätischen, von königlicher Würde erfüllten Max Reinhardt aus! Der Magier und Zauberer hatte gesiegt (wie konnte ich an dir zweifeln!). Er führte seinen Gast durch den Saal, und je unruhiger sich Stanisslawskij benahm, desto langsamer und ruhiger bewegte Reinhardt sich. Beide waren herrlich: der eine in seiner Verwirrtheit und kindlichen Offenheit, der andere in seiner sicheren Ruhe. Allen wurde leicht und aufrichtig froh ums Herz. Die Photographen gerieten in Bewegung, rückten den Lehnstuhl zur Seite und stellten beide Riesen nebeneinander auf.

Ich kam in Berlin häufig mit Stanisslawskij zusammen. Er las mir Bruchstücke aus dem Buch vor, an dem er damals schrieb («An Actor Prepares»).

Bald traf auch Meierhold in Berlin ein. Auch mit ihm war ich zusammen. Bereits in Moskau hatte Meierhold mich mehrmals aufgefordert, in seinem Theater zu spielen. Ich hätte gern eine Rolle unter seiner Regie einstudiert. Jetzt erneuerte er seinen Vorschlag. Da er meine Liebe für den «Hamlet» kannte, sagte er, er würde nach seiner Rückkehr nach Moskau diese Tragödie vorbereiten. Er begann mir den Plan seiner Inszenierung zu erzählen, und als er sah, daß ich ihm hingerissen zuhörte, hielt er ein, schielte hinter seiner großen Nase mich schlau an und bemerkte: «Weiter erzähle ich nicht. Sie würden mir den Plan stehlen. Kommen Sie nach Moskau, dann werden wir miteinander arbeiten.»

Meierhold schrieb mir später aus Moskau und rief mich zu sich, er garantierte mir Freiheit im Schaffen, doch ich entschied mich, im Ausland zu bleiben.

Man rief mich auch ins Kleine Theater und ins Moskauer Künstlerische Theater. Katschalow kam gefahren und teilte mir mit, ein Bewohner des Hauses, in dem er lebte, sei gestorben und ich könnte im Falle der Rückkehr anderthalb Zimmer erhalten.

Nachdem ich Stanisslawskij und Meierhold begleitet hatte, empfand ich voll Trauer, daß ich ein deutscher Schauspieler geworden war.

Aus dem Russischen übertragen von R. Candreia

Ich zeichne Kirschen...

Ich zeichne Kirschen. Den Tamariskenstrauch.
Dann das verschneite Tor der Allee.
Und jemanden, der den seidenen Schal sucht,
Den ein Gärtner aufhob diesen Sommer.

Robert E. Konrad

Der Tag, an dem der Mond gerettet wurde

Am 20. April des Jahres 1966 veröffentlichten die drei Astronomen der Palomar-Sternwarte, Wilberforce, Mayer-Lovell und Zwicky, in der «New York Times» ihren Aufruf zur Rettung des Mondes.

Mitten auf der besten Annoncenseite stand zu lesen:

«Am 13. Mai 1975, morgens um 3 Uhr 16 Minuten und 10 Sekunden, wird der Mond schwer gefährdet sein. Es ist die Frage, ob wir Menschen nicht die gebotenen Maßnahmen ergreifen sollten, um den Mond zu retten.»
(Unterschriften)

Dann folgte ein Artikel: «Am 13. Mai 1975 wird der Planetoid ‚Sindbads Zwerg' die Erdbahn derart kreuzen, daß um 3 Uhr 16 Minuten und 10 Sekunden sein Zusammenstoß mit unserem Mond so gut wie unvermeidlich ist, wenn wir uns nicht darauf einrichten, den Lauf dieses Störenfrieds zu stoppen.

Ausdrücklich möchten wir darauf hinweisen, daß der Umlauf der Planeten um die Sonne weltwirtschaftlich mit einem erdumspannenden Fahrplan zu vergleichen ist, dessen Fahrzeiten auf Monate und Jahre hinaus vorausberechnet sein müssen, wenn die Weltwirtschaft mit ihren Saaten und Ernten, mit ihren Sommerkonjunkturen und Winterdepressionen richtig verwaltet werden soll. Das Auftauchen des Planetoiden ‚Sindbads Zwerg' nun (nach unseren Berechnungen vor kurzem durch die Masse des Jupiters eingefangen) wirkt nun im Sonnensystem so wie ein schwerer, dynamitgeladener Panzerzug, der unvorhergesehen und alles gefährdend in das Geflecht unserer Schienenwege und Fahrzeiten hineinfahren würde.

Ausdrücklich sei bemerkt, daß die gegenwärtige Gefährdung unseres Mondes durchaus nicht die erste ist. Vor nunmehr 30 Jahren, in der Nacht vom 28. zum 29. Oktober 1937, ist der Planetoid ‚Hermes' in nur anderthalbmal Mondentfernung, das heißt in 570000 km Entfernung an uns vorübergegangen. Die Bahnberechnungen erweisen, daß er sich sogar bis auf 300000 km hätte nähern können. Da der Mond in nur 380000 km Entfernung um die Erde kreist, würde der Planetoid hierbei die Mondbahn überschnitten haben. Aber auch bei einem Zusammenstoß des ‚Hermes' mit unserem Mond würde unserer holden alten Luna vermutlich nicht allzuviel geschehen sein; denn der Mond wiegt rund eine Quadrillion Tonnen. Der ‚Hermes' dagegen bei einem Durchmesser von 1½ km nur etwa fünf Milliarden Tonnen, also soviel wie die Kohlenproduktion zweier Jahre.

Beim Störenfried ‚Sindbads Zwerg' liegt aber die Sache leider wesentlich anders. Entdeckt wurde er bekanntlich am 10. Januar dieses Jahres 1966 an einer sehr beträchtlichen Störung der Venus, die in ihrem Gang zuerst gebremst, sodann beschleunigt wurde. An der Wirkung auf die Venus war die Masse des störenden Gestirns leicht zu messen. Sie mußte zehnmal die Masse des Mondes betragen, also ein Achtel der Erdmasse.

Sobald wir dies festgestellt hatten, erschien es uns Astronomen ein leichtes, den Eindringling optisch dingfest zu machen. Aber seltsamerweise war dies mit den stärksten Instrumenten nicht möglich. Da war es Kollege Mayer-Lovell, welcher ausrief: ‚Heureka! Ich hab's gefunden! Her mit den Materiometern!'

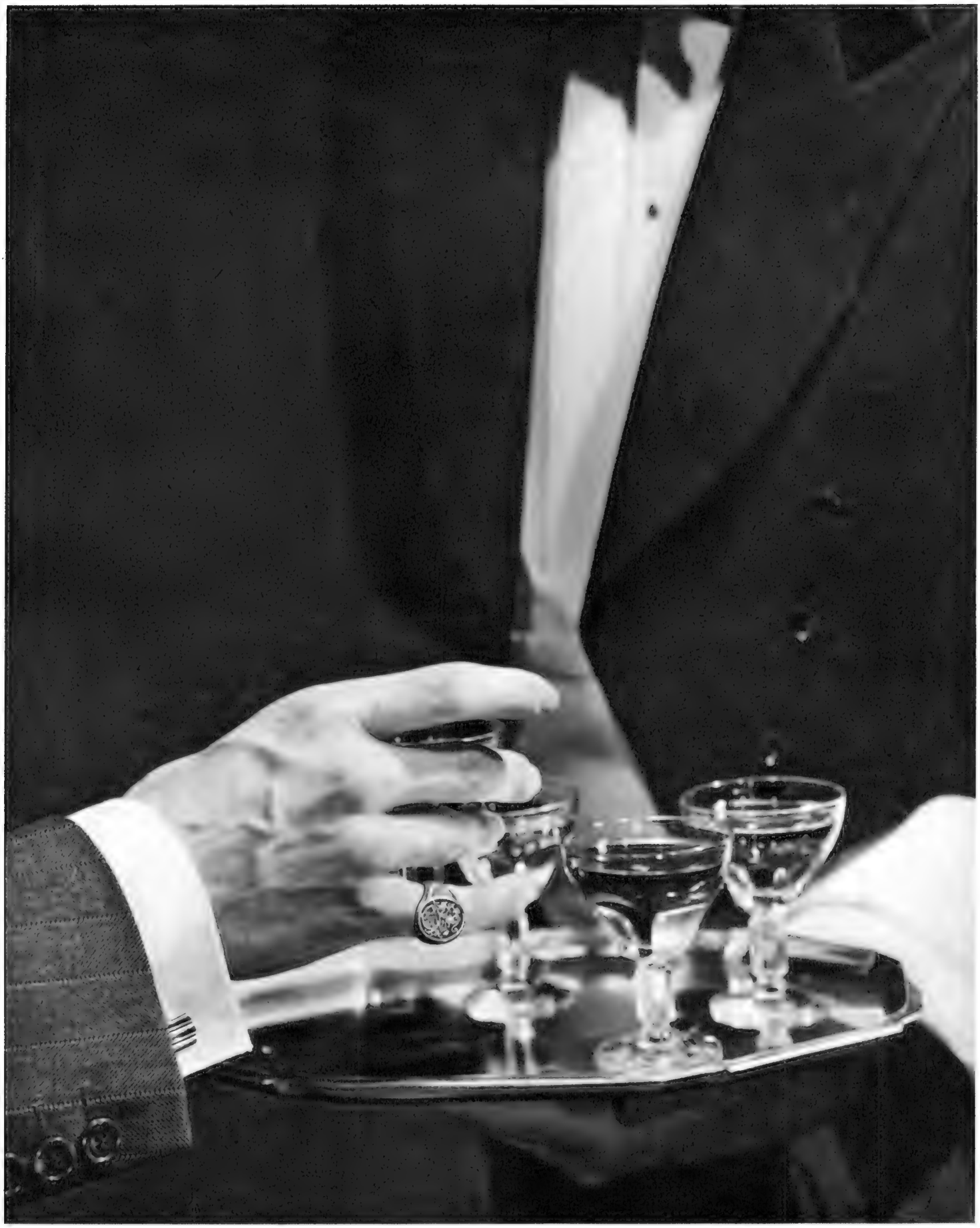
Wir begriffen sofort, was er meinte. Er vermutete (und mit Recht), daß es sich bei diesem Fahrplansaboteur um einen Brocken Sirius-B-Substanz handelte. Wie jedermann weiß (oder wissen sollte), ist Sirius-B ein Weißer Zwerg. Er ist nur so groß wie der Uranus, aber zweidrittelmal so schwer wie die Sonne. Denn er besteht aus verdichteter Substanz, welche zum großen Teil die Elektronenschalen verloren hat und daher weitgehend auf Atomkern-Dichte zusammengepreßt ist. Von dieser Sirius-B-Substanz wiegt ein Kubikmeter 60000 Tonnen, und ein Brocken davon kann als Herumtreiber im Sonnensystem massive Störungen verursachen, ohne darum größer zu sein als ein sehr großer Meteor. Dieser Annahme entsprechend setzten wir nun unsere neuesten und besten Materiometer ein, welche auf die Massendichte und Schwere der Gestirne ebenso reagieren wie die bisherigen optischen Instrumente auf ihre Leuchtkraft, und nach kurzer Zeit hatten wir den ‚Sünder' erwischt. Wir konnten feststellen, daß er immerhin trotz seiner Sirius-B-Dichte einen solchen Umfang hatte, daß er als Sternchen 4. oder 5. Größe hätte erscheinen müssen, wenn er, wie Sirius-B, etwa 7000 Grad Außentemperatur gehabt hätte. Aber wie ein echter Wegelagerer in dunkler Nacht hatte er sich in einen Rauchmantel von Dunkelnebelsubstanz eingehüllt. Trotz dieser Tarnung konnte er uns nicht mehr entschlüpfen. Innert einer Stunde hatten wir seine Bahn nach- und vorausberechnet. Es läßt sich genau angeben, wie er (gleich einem Trunkenbold zwischen den Tischen eines anständigen Lokals) von Bahn zu Bahn in unserem Planetensystem hin und her torkelt, und daß er infolgedessen, wie schon gesagt, am 13. Mai 1975, morgens um 3 Uhr 16 Minuten und 10 Sekunden, unseren lieben alten Mond schwer gefährden muß.

Geschieht dieser Zusammenprall unserer Vorausberechnung gemäß, so ist zu untersuchen, was sich für unseren Mond, also indirekt auch für uns selbst, daraus ergibt. Da die Masse von ‚Sindbads Zwerg' die Masse des Mondes zehnfach übertrifft, kann der Mond, obgleich er räumlich viel größer ist als sein ‚Gegner', diesen Zusammenprall auf keinen Fall überleben. Der Mond muß auseinanderbersten. Er wird sich in kosmischen Staub auflösen, ähnlich den Elementen der Saturnringe oder der Kometensubstanz. Solcher Trabantenstaub hat die Neigung, sich mit seiner Materie über die ganze Bahn zu verteilen. Es ist nun zu untersuchen, welche Folgen es für uns haben würde, wenn die Mondmasse wie ein Saturnring sich über die ganze Mondbahn um die Erde verteilen würde.

Analyse der Bedeutung unseres Mondes für die Weltwirtschaft der Menschheit:

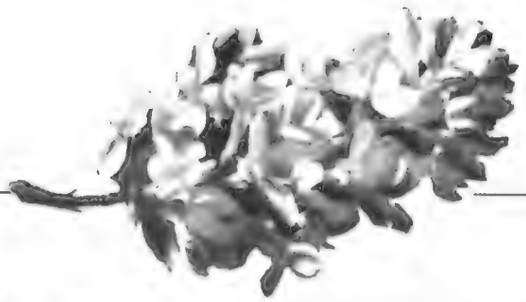
1. Der Mond hat für die Menschheit die Bedeutung einer hochwertigen Nachtbeleuchtung (möglicherweise auch für Tier und Pflanze). Unter Berücksichtigung des Umstandes, daß der Mond im Fall des Neumondes als Beleuchtungskörper ausfällt, unter Berücksichtigung des weitern Umstandes, daß Bewölkungen in statistisch festzustellendem Ausmaß den Wert des Mondes als Nachtbeleuchtung herabsetzen, läßt sich berechnen, welchen Wert der Mond als Beleuchtungszentrale für die Nachthälfte der menschlichen Weltwirtschaft geltend machen kann. Da der Mond das Innere der Gebäude, der Bergwerke usw. ohnehin nicht beleuchten kann, und da der Mensch es im Grunde vorzieht, Art und Einsatz seiner Beleuchtung selbst zu bestimmen, möchten wir das Votum aussprechen, daß die heutige Menschheit den Mond als Lichtspender durchaus entbehren könnte. Aus diesem Grunde also wäre es kaum nötig, den Planetoiden ‚Sindbads Zwerg' durch eine Atombombe so zu bremsen, daß unser Mond vor dem Untergang bewahrt wird.

Fortsetzung Seite 52



DER GUTE GESCHMACK DES HERRN
ZEIGT SICH UNTER ANDEREM IN DER
WAHL SEINES ERSTEN SCHMUCKES

Gold und Silber im modernen Leben



Prüfen Sie die Wäsche auch mit der Nase?

Den meisten Frauen wird diese Methode nicht unbekannt sein. Denn ob die Wäsche wirklich sauber ist, das sieht man nicht immer, aber die Nase — eine zarte Frauennase — riecht es.

Kennen Sie das Rezept, das nie versagt, das die Wäsche sicher herrlich weiss und duftig macht: Man wäscht mit Floris! Floris hat mit dem «hochstabilisierten Perborat» für den Bleichprozess ein neues Prinzip verwirklicht, das sich je länger desto mehr als grosser Erfolg erweist.

Wo immer Frauen mit Floris waschen freuen sie sich, wie leicht das Waschen geworden ist, freuen sich über das neuartige, sonnige Weiss, die Blütenfrische der Wäsche und über den zarten Duft.

Wollen Sie sicher wissen ob Sie Ihre Wäsche auf die bestmögliche Art waschen? Schnuppern Sie einmal eingehend an einem Stoss frischer Wäsche. Duftet er wohlig nach Sonnenschein und Wind, dann ist alles gut. Duftet er nicht — dann müssen Sie von jetzt an mit Floris waschen!

FRIEDRICH
STEINFELS
ZÜRICH

Es verleiht der Wäsche Blütenduft,

darum heisst es

Floris

Zum dritten Male hat OMEGA die Ehre und die Verantwortung, die Zeitmessung der Olympischen Spiele durchzuführen

100 JAHRE PRÄZISION

Louis Brandt gründete im Jahre 1848 das Unternehmen, aus dem sich die Louis Brandt & Frère S.A. in Biel entwickelt hat. Durch die Schaffung der OMEGA-Uhr, die heute die begehrtesten Präzisionsrekorde innehat, bot das Unternehmen allen Völkern immer genauere Zeitmesser und erwarb sich Erfahrung und Tradition, die ein wertvolles Privilegium für die Zukunft bilden.

Die Olympischen Spiele werden erneut und ausschließlich durch OMEGA-Uhren chronometriert. Dies ist ein erfreulicher Erfolg unserer schweizerischen Uhren-Industrie. Die Wahl von OMEGA-Zeitmessern durch die anspruchvollsten und kompetentesten internationalen Fachleute zeigt das unbedingte Vertrauen, das der OMEGA-Qualität in aller Welt entgegengebracht wird. Genießen auch Sie die Vorteile der international anerkannten OMEGA-Qualität.

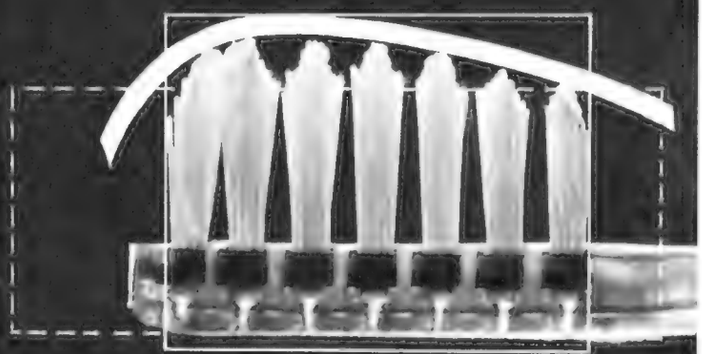
OMEGA

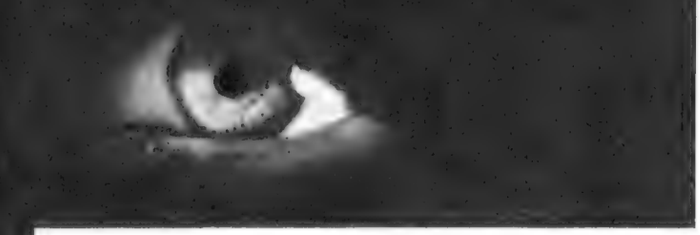
Die Zahnbürste

mit der

idealen

Form





Darum ist diese Zahnbürste so einzigartig wirkungsvoll: sie ist kürzer, so dass man damit den Zahnbogen innen und seitlich viel besser reinigen kann — sie ist rund geschnitten, so dass immer die ganze Bürste reinigt, nicht nur die Spitze und das Ende. Ausserdem hat Tek Borsten von wirklich ungewöhnlicher Qualität, die unfassbar lange stramm bleiben und die Borstenbündel sind so gestellt, dass sich die Tekbürste tadellos ausspülen lässt. Wer Tek in die Hand nimmt, weiss weshalb diese Bürste in der ganzen Welt bevorzugt wird. Tek-Nylon, medium oder hard Fr. 2.50. Tek-Naturborsten, medium Fr. 2.50. Tek de Luxe Fr. 3.50.

Acht auf die kleine runde Tek

Tek

Johnson & Johnson International

Der Tag, an dem der Mond gerettet wurde

Fortsetzung von Seite 48

2. In Anbetracht dessen, daß der Mond im Zusammenspiel mit Erde und Sonne gesetzmäßig Sonnenfinsternisse und Mondfinsternisse erzeugt, ist zu prüfen, ob diese Leistung für uns noch wesentlich ist. Die Astronomie verfügt heutzutage über ganz außerordentlich viel wirksamere und exaktere Methoden, um zu bestimmten wissenschaftlichen Feststellungen (an der Sonnencorona usw.) zu gelangen, und unser Votum geht dahin, daß es sich aus diesen Gründen nicht lohnen würde, unsern Mond vor der Katastrophe des 13. Mai 1975 zu bewahren.

3. Der Mond bewirkt, in Verbindung mit der Anziehungskraft der Sonne, Ebbe und Flut, die sogenannten Gezeiten. Die Frage nun, ob der Mond, selbst um den Preis gewaltiger technischer Opfer, vor einer Katastrophe bewahrt werden muß, hängt eben von diesem Umstande seiner Gezeitenwirkungen ab. Wenn die Masse des Mondes sich nach Art der Saturnringe rund um die Erde über seine ganze Bahn verteilt, so wird es kaum noch Gezeiten geben. Die wirtschaftlichen Konsequenzen, die sich aus diesem Umstand ergeben, sind derartig grundlegend, daß wir sie von uns aus nicht zu entscheiden wagen.

Wir werden die diesbezüglichen Ueberlegungen ausführlich der UNO, auch den astronomischen und meteorologischen Zentralstellen der Erde vorlegen. Ohne Präjudiz möchten wir aber unsererseits erklären, die Gezeitenwirkung des Mondes in seiner jetzigen Gestalt sei weltwirtschaftlich derart hoch einzuschätzen, daß wir es für wünschenswert halten, wenn eine Rakete mit Atombombenladung des 1100fachen einer Bikini-Einheit ausgelöst wird, derart, daß am 13. Mai 1975 morgens kurz nach 3 Uhr in 5facher Mondentfernung von der Erde der Störenfried ‚Sindbads Zwerg' zur Explosion gebracht wird, bevor er unseren Mond hat zerstören können.»

So lautete der Aufruf der drei Astronomen Wilberforce, Mayer-Lovell und Zwicky zur Rettung des Mondes, wie er am 20. April 1966 in der «New York Times» veröffentlicht wurde.

Man kann sich an das ungeheure Aufsehen erinnern, welches diese Publikation in der ganzen Welt auslöste, an die gewaltigen Debatten, die in allen Kontinenten, in allen Religionskreisen, in allen Schichten der Erdbevölkerung entfesselt wurden.

Zunächst hatten die führenden Institute für Astrophysik und die großen Sternwarten, ebenso wie die Kongregationen der Laienastronomen, das Wort. Nachdem die Berechnungen der drei Forscher sich als stichfest und einwandfrei erwiesen hatten, stellte sich die Frage, ob es möglich sein würde, die betreffende Rakete bereitzustellen.

Auch diese Frage konnte bejaht werden. Auf Grund der gravitatorischen Technik, der Entwicklung von Raketen und Atombomben, war es verhältnismäßig sogar leicht, all die Vorbereitungen, die man zur wechselseitigen Zerstörung ganzer Kontinente, aber auch schon zu einem Raketenschuß nach dem Mars getroffen hatte, umzulenken und derart zusammenzufassen, daß binnen einer Frist von rund 9 Jahren die notwendige Rakete bereitgestellt werden konnte.

Der welthistorisch bedeutsame Zeitungsartikel hatte die Oeffentlichkeit aufgewühlt. Auf breitester Grundlage wurde die Frage debattiert, ob es im Interesse der Menschheit wünschenswert sei, sich derart schützend vor den uralten und möglicherweise schon veralteten Mechanismus unseres Mondes mit seinem Gezeitenkarussel zu stellen.

Bei der tellurischen Debatte, die sich über diese Frage entspann, war es überraschend, wie wenig einheitlich die Wertschätzung war, welche der Mond im Herzen, in der Seele, im Geist, in der Phantasie und im kaufmännischen Kalkül der Menschheit genoß.

Von vornherein trat die Moslemliga auf den Plan und verlangte die Erhaltung des Mondes aus religiösen Gründen.

Viele Voten setzten sich rein gefühlsmäßig und romantisch ein für die Erhaltung der mild leuchtenden Göttin Luna, der holden, dichterisch anregenden Fackel unserer Nächte. Dagegen brach dann wieder ein erstaunliches Ressentiment aus, das sich offenbar seit Jahrtausenden gegen alle Mondkulte aufgestaut hatte. Viele Zuschriften an die Akademien und Institute, an die Arbeitsministerien, an die berühmtesten Forscher und Sternwarten sprachen sich radikal für die Abschaffung der alten Selene, des verweichlichenden und femininen Mondes aus. Man behauptete, der Mond sei die Sonne der Diebe.

Aus Fischerkreisen wurde geltend gemacht, der «Neumond» mache Sturmflut, Ebbe und Flut erschwerten ganz beträchtlich die Ein- und Ausfahrt in die Häfen, machten überhaupt die Seefahrt in klippenreichen Gewässern gefährlich. Ein Versicherungsfanatiker versuchte zu beweisen, daß ohne den Mond das Unfallrisiko auf dem Meere beträchtlich abnehmen würde, und in einer Zuschrift an die amerikanische Zeitschrift «Life» stellte jemand die These auf, falls der Störenfried «Sindbads

Damals wie heute...

Vor 90 Jahren kam für ein schönes Festkleid nur feinste echte Seide in Betracht. Auch heute noch ist es so, obwohl sich seither die Mode grundlegend gewandelt hat. Ein treffendes Beispiel, wie das gute Material sich zu allen Zeiten bewährt, ist die Matratze, soll sie doch ein Menschenalter dienen. Nur wenn für den Inhalt gutes Rosshaar verwendet wird, ist dies möglich. Form und Drilchdessin können Sie nach Ihrem Geschmack wählen — das Wichtigste aber ist der Inhalt. Bestehen Sie auf dem guten

SCHNYDER-ROSSHAAR

DAS GUTE SCHNYDER ROSSHAAR

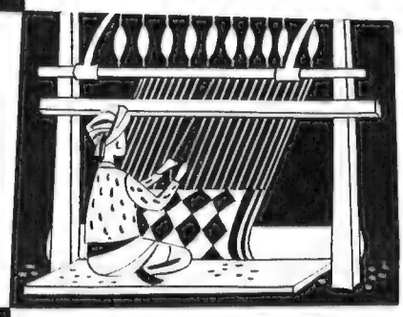
Das echte Material

GARANTIE-ETIKETTE

haz.

Der echte Perser

Er ist der Stolz des Besitzers und eine Zierde für jeden Raum

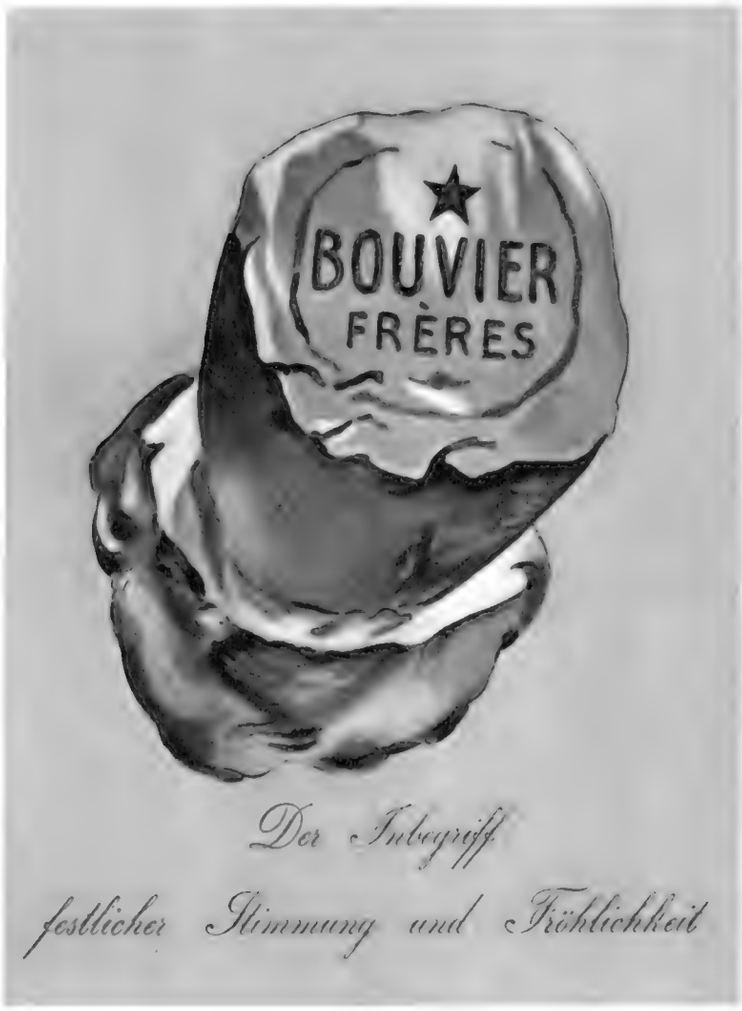


Seine Herstellung erfolgt immer noch wie in uralten Zeiten auf dem Handknüpfstuhl.

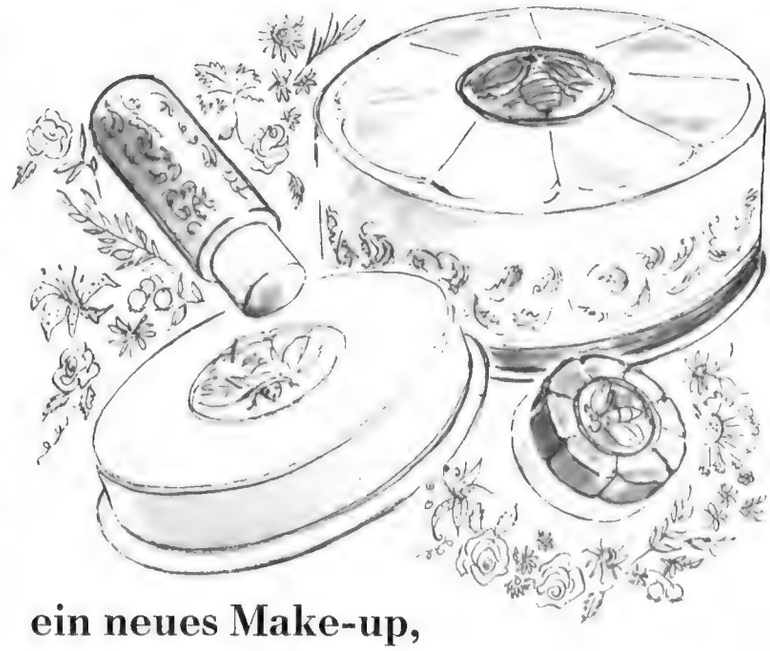
Schuster

Zürich, Bahnhofstrasse 18
Ecke Kappelergasse
Gleiches Haus in St. Gallen

Unsere Auswahl kann an Mannigfaltigkeit nicht übertroffen werden.



yardley bringt



ein neues Make-up, das den Teint betont

Für Frauen, die dem Leben mit einem klaren frischen Teint von *natürlichem* Liebreiz begegnen möchten, gibt es jetzt ein neues kosmetisches Produkt—Yardley's 'Make-up Base.' Es verleiht der Haut einen delikat zarten Belag in ihrer eigenen natürlichen Farbe, einen Belag auf dem der Puder unbegrenzt haftet. Und —es gibt auch einen Yardley Puder in der Nuance Ihres eigenen Teints. Yardley Lippenstifte und Rouges enthalten alle Töne,—von den diskretesten bis zu den gewagten—um mit Ihrer Kleidung sowohl als Ihrem Teint übereinzustimmen.

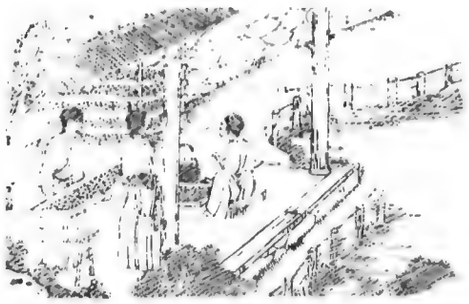
Ist diese 'Make-up Base,' von der wir sprechen, auch einer trockenen Haut *zuträglich? Gewiss, denn sie wurde besonders für die spröde, die sehr trockene und überempfindliche Haut geschaffen. Ist aber Ihre Haut mit natürlichen Oelen reichlichversehen, so verwenden Sie Yardley's 'Liquid Foundation' (hell oder dunkel).*

It gives you a very *natural* loveliness

YARDLEY · 33 OLD BOND STREET · LONDON

ZÜRICH: Parfumerie Schindler - Bahnhofstr. 26 Parfumerie Osswald & Co. - Bahnhofstr. 24
Parfumerie Weber-Strickler - Bahnhofstr. 40 Parfumerie Wyss - Corsohaus
Parfumerie W. Kinkelin - Rennweg. 23 Grands Magasins Jelmoli S.A.
Salon Georges Lenhard - Bahnhofstr. 82 Parfumerie de Neuville et Seilaz S.A. - Paradeplatz 2
Gebr. Bachmann, Salon de Coiffure - Poststr. 12
BERN: Kaiser & Co. - Marktgasse Salon de Beauté Frau L. Steuble - Ryffligässchen 4 & Kramgasse 23
Parfumerie Wildbolz - Marktgasse 9 Parfumerie J. Jenny A-G - Marktgasse 65
BASEL: Parfumerie Maeder A.G. - Freiestr. 101
WINTERTHUR: Parfumerie Schueder's Erben - Marktgasse 14

SEIDE SEIT 5000 JAHREN



Die Seidenraupe ist ein Vielfraß. Vom Ausschlüpfen bis zum Einspinnen, in etwa 33 Tagen, vervielfacht sie ihre Länge von durchschnittlich 2 mm bis auf 80 mm. Dabei häutet sie sich viermal. Durch dieses große Wachsen müssen täglich mehr Hürden für die Pflege und mehr Maulbeerblätter als Futter bereitgestellt werden.

Naturseide ist seit Jahrtausenden Inbegriff der Schönheit und des Adels in der Bekleidungskunst. Wahre Eleganz und Naturseide sind auch heute noch untrennbare Begriffe.

Idewe
Qualitätsstrümpfe
aus Naturseide

LABEL

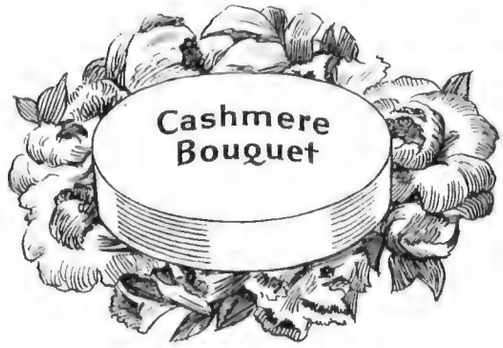
J DÜRSTELER & CO. AG.,
WETZIKON/ZCH.

COMPAX
UNIVERSAL

OSCAR STAHEL
SIHLSTR. 3. ECKE BAHNHOFSTR.
TELEFON . 23.41.52. ZÜRICH

Die beliebten
Cashmere Bouquet Produkte
sind wieder erhältlich

TOILETTE-SEIFE
COLD CREAM
BRILLANTINE
TALC



PARFUMS-COLOGNE

COLONY MOMENT SUPRÊME LAVANDÉE

JEAN PATOU
PARIS

Vente en gros pour la Suisse: M. BERGERAT, 24, rue du XXXI Décembre, Genève

Zwerg» ausbleiben sollte, könne man vielleicht die in Aussicht genommene Atombombe unmittelbar gegen den Mond richten, um so von der Erde aus die Masse unseres Satelliten zu einem Erdring aufzulösen.

So brandete jahrelang eine wahre Sturmflut von Meinungsäußerungen über die menschliche Gemeinschaft, ob die Flutwirkungen des Mondes zu begrüßen oder zu verwünschen seien. Einzelne Erfinder und Ingenieure, die daran arbeiteten, die Gezeitenwirkungen zu Kraftspeicherungen auszuwerten, traten selbstverständlich für die Aufrechterhaltung unseres Satelliten ein. Ein besonders kühner kosmischer Denker warf sogar das Problem auf, ob man nicht den an Gestalt kleinen, aber an Masse gewaltigen Störenfried soweit bremsen könnte, daß er sich als zweiter Mond zu einem Doppelsternsystem mit der Erde verkoppelte.

Wie es in solchen Fällen zu gehen pflegt, wogte die öffentliche Meinung in einer Art von Weltreferendumsdebatte derart verworren hin und her, flaute auch zuweilen völlig ab, daß es schwerlich innert der gebotenen Frist zu einer Entscheidung gekommen wäre, wenn nicht in der Zwischenzeit die technischen Zentralen der Welt sich einig geworden wären, dem Antrag der drei Astronomen zu entsprechen und den kosmischen Störenfried in fünffacher Mondentfernung von der Erde durch eine Rakete von 1100 Bikini-Einheiten zur Zersprengung zu bringen. Bei diesem Entschluß war entscheidend, daß die maßgebenden Kernphysiker und Astronomen erklärten, beim Zusammenprall des Planetoiden mit dem Mond werde diese Katastrophe 380000 km von der Erde erfolgen, das heißt in einem Abstand von nur 1¼ Lichtsekunden, und bei der Labilität der überdichten Sirius-B-Materie des Störenfrieds werde hierbei eine Nuklearexplosion ausgelöst werden, zwar nicht von der Größenordnung einer Supernova, immerhin aber machtvoll genug, um das Leben auf der Erdoberfläche schwer zu gefährden.

Dementsprechend wurde gegenüber der Weltmeinung verfahren. Als der 13. Mai 1975 herankam, begann man dem Publikum in allen Ländern derart zuzureden, daß kurz vor dem entscheidenden Datum die überwältigende Mehrheit der Menschen für die Rettung des Mondes eintrat.

Alle Zeitungen und Zeitschriften brachten ausführliche bildliche, graphische, literarische und mathematische Darstellungen dessen, was man das große gespenstische Rendez vous nannte.

Gespenstisch erschien den Menschen dieses Stelldichein im Dreieck Erde—Mond—Sindbads Zwerg deswegen, weil auch jetzt, wo die Bahn des wuchtigen Störenfrieds schnell mit der Erdbahn konvergierte, es immer noch nicht gelungen war, ihn optisch irgendwie zu erfassen. Nur die Materiometer verfolgten rastlos und mißtrauisch seine Bahn und kontrollierten seine Position im Vergleich zu den vorberechneten Oertern und Zeiten. Die Rakete dagegen, die zweite Größe bei diesem Rendezvous, war allen bekannt und vertraut wie das Gesicht der leitenden Staatsmänner und der Filmstars. Jedermann kannte den Ort des Abschusses, die Abschußbedingungen, die Profilierung der Rakete, ihr Impulsaggregat und ihre Ladung in Gestalt einer Atombombe von 1100 Bikini-Einheiten.

Dann kam der Tag, die Stunde, die Minute, die Sekunde, wo die Rakete, die man «Salvator lunae» getauft hatte, gleichsam aufbrechen mußte, um beim großen Stelldichein pünktlich einzutreffen.

Wie es bei Raketen fast selbstverständlich ist, stieg das Geschoß erst langsam und fast reibungslos gleitend durch die dichten Schichten der unteren Atmosphäre, um dann mit reißender Geschwindigkeit ins All zu entschwinden. Nur die führenden Sternwarten waren in der Lage, die Kegelschnittkurve des «Salvator lunae» ununterbrochen bis zum kritischen Moment zu verfolgen. Für die überwältigende Mehrzahl der Menschen war stundenlang überhaupt nichts mehr zu gewahren. Man wußte nur, an welchem Punkt des Himmels der Zusammenstoß als nova-artiges Aufleuchten wahrnehmbar sein würde. Ueberall in der Welt, vielfach auch an Stellen, von wo aus das Ereignis überhaupt nicht beobachtet werden konnte, harrten die Menschen in gewaltiger Spannung aus: voller Angst, das Rendezvous möchte mißlingen, der Störenfried an der Atombombe vorbeischlüpfen und der Mond explodieren; aber ebensosehr auch voll schadenfroher Erwartung, die Astrophysiker möchten sich mit ihrer Allweisheit, ihrem Prophetentum und ihren Vorausberechnungen blamieren. Dann, genau zur festgesetzten Sekunde, flammte das Phänomen auf, lautlos, aber weitaus heller als der Vollmond, obgleich es sich in fünffacher Entfernung des Mondabstandes vollzogen hatte.

Immerhin waren die meisten Menschen hernach enttäuscht, auch wenn sie es nicht recht zugeben mochten. Eine große Zeitung stellte fest, eigentlich sei die letzte große Explosion in der führenden Pulverfabrik der Welt eindrücklicher gewesen. Die Menschen mußten sich mit der Vorstellung trösten, dies sei der Tag gewesen, an dem man den Mond gerettet habe, und das erstemal, wo der Mensch korrigierend und regelnd in den Fahrplan des Sonnensystems eingegriffen habe.

Jeder Fortschritt im Dienste der MARVIN

Größte Genauigkeit beim Bohren der Platinen, dem Träger des Werkes — wird bei der MARVIN-Uhr erreicht durch Verwendung einer genial gebauten Bohrmaschine. Sie erlaubt es, 56 Bohrungen von 8 verschiedenen Durchmessern auszuführen ohne Zwischenversetzung der Brücke.

Die MARVIN ist genau und solid gebaut. Sie ist elegant, ohne modische Extravaganzen aufzuweisen, so daß sie nie verleidet und Ihnen recht lange gute Dienste leisten wird. In vielen Modellen erhältlich. Auf Wunsch Bezugsquellen durch

COMPAGNIE DES MONTRES
MARVIN S. A.
LA CHAUX-DE-FONDS

Lassen Sie sich diese Uhr zeigen, so haben Sie eine Aussicht mehr, zu der Uhr zu gelangen, welche Ihren Erwartungen vollauf entspricht.

MARVIN

Gegründet 1850

Mit einer MARVIN fahren Sie gut

RÔTISSERIE

Storchen

ZÜRICH

Gepflegtes Milieu. Auserlesene Küchen- und Kellerspezialitäten, aufmerksam serviert.

Dir. C. F. Eicher
Zurich am Weinplatz Telephon (051) 27 55 10

KANTONALE HANDELSSCHULE LAUSANNE

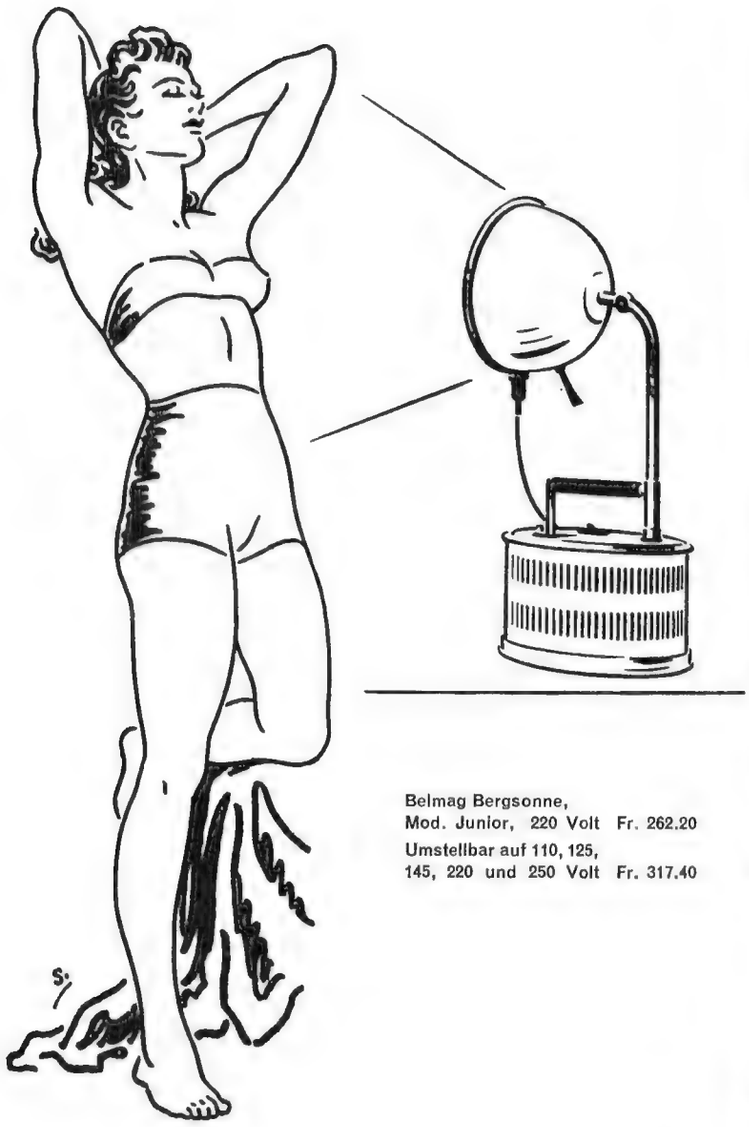
MIT TÖCHTERABTEILUNG

◆

FÜNF JAHRESKLASSEN

HANDELSDIPLOM HANDELSMATURITÄT

SPEZIALKLASSEN
FÜR DEUTSCHSPRACHIGE SCHÜLER



Belmag Bergsonne,
Mod. Junior, 220 Volt Fr. 262.20
Umstellbar auf 110, 125,
145, 220 und 250 Volt Fr. 317.40

Sonnenbaden — neue Kräfte schöpfen!

Ohne Sonne keine Gesundheit! Darum zieht es uns hinaus ins Licht, empor in die nebelarme Bergluft.

Der Beruf fesselt uns an die Stadt, aber die Strahlen der Belmag Bergsonne schenken uns daheim Lebenslust und Frische, befreien von Müdigkeit und Schlaffheit, stärken und machen widerstandsfähig.

Für den Preis dieser einmaligen Anschaffung können Sie das ganze Jahr in den Strahlen der Bergsonne baden, können Sie während 365 Tagen Kraft und Frische aus heilendem Sonnenlicht schöpfen.

Verlangen Sie unsere interessante, *kostenlose* Aufklärungsschrift. Belmag Zürich, Bubenbergstraße, Telephon (051) 33 22 33.

BELMAG
Bergsonne

Wie in einem
luftdichten
Glasballon

ist das Werk der
CYMA *TRIPLEX*
in dem undurchlässig schliessenden Spezial-Gehäuse eingebaut und vor STAUB und SCHMUTZ GESCHÜTZT

Fr. 96.—

CYMA
TRIPLEX
STOSSGESICHERT * STAUBDICHT * ANTIMAGNETISCH

Hinweise auf Bücher

NEGLEY FARSON. *Der gottverlassene Kontinent (Behind God's Back). 536 Seiten. Amstutz, Herdeg & Co., Zürich 1944.*

Dieser faszinierende Afrikabericht aus dem Jahre 1939 liest sich heute wieder anders als noch während des Krieges, da er auch deutsch erschien. Ein weltgewandter, weltkluger Amerikaner studiert die politische Lage Südafrikas, wo er die führenden Staatsmänner trifft, fährt dann nach dem unvermeidlichen Kenya, das einige unvermeidliche Zensuren bekommt, und abenteuert sich mit seiner Frau Eve quer durch den Riesenkontinent nach Kamerun durch. Man wird nicht klug, in wessen Auftrag dies geschieht. Die Kolonialpolitik der Engländer, insbesondere aber die der Nazideutschen erfahren eine zaunpfahldeutliche Begutachtung, wobei die letzteren in dem sattsam bekannten peinlichen Lichte erscheinen. Gerade diese Teile muten heute merkwürdig verjährt an. Die Nazis hegten selbstverständlich auch ihre kolossalen Afrikahoffnungen, und ein Herr Zitzloff war damals wütend, weil er nicht zum Gauleiter seines Bezirkes vorausersehen wurde. Dagegen interessiert Farsons Kritik an der englischen Kolonialpolitik auch heute noch. Er trägt sie nicht scheu und zimperlich vor. Stößt die deutsche Tüchtigkeit ab, so wirkt die englische Planlosigkeit einnehmend, sie ist menschlich, sie hat einen unverkrampften Atem. Farson kommt zum Schluß, daß der Eingeborene Afrikas unter den Engländern die besten Aussichten auf eine «fortschrittliche Entwicklung» habe. Was darunter freilich zu verstehen ist, läßt sich ohne viele sorgenschwere Fragezeichen kaum angeben. Afrika erwacht ganz anders, als es einige kaffeetrinkende Intellektuelle befürchteten: Die schwarze Gefahr ist innen weiß! «Es ist so gut wie sicher, daß wir, wenn wir die wissenschaftlichen Erfindungen des weißen Mannes nach Afrika bringen, die Afrikaner ebenso zugrunde richten oder entwurzeln werden, wie wir in Amerika die Indianer ruiniert haben. Urlaub vom ‚Fortschritt' scheint für die Welt notwendig zu sein — insbesondere für Afrika. Ja, wonach die meisten Weißen in Afrika streben, das erscheint mir für die Eingeborenen geradezu als katastrophal.» Wem politische Erörterungen ferner liegen, der kommt bei diesem Reisebericht dennoch voll auf die Rechnung. Farson ist ein spannender Erzähler, ein Anekdotenjäger, ein Naturfreund, der uns mit allzuvielen Wildjagden verschont. Er berichtet einfach, ohne schön zu frisieren; eine bewährte journalistische Erfahrung steht ihm zur Verfügung. «Gestern nacht hat ein Löwe meine Katze um das Haus herumgejagt», so erzählt ihm ein kleiner, grauer, englischer Oberst. «Er rief einem Boy, da sahen wir, wie dieser davonschlich, um sich im Gebüsch zu verstecken. Was soll das bedeuten? fragte ich. Ach, er hat Angst, wenn er herkommt, werde ich ihm etwas zu arbeiten geben. Würden Sie gern ein paar Giraffen sehen?» Nach kurzer Fahrt finden sie solche. «Eine Herde Giraffen, ein ganzer Fries von Giraffen war da, achtundvierzig neugierige, langohrige Köpfe, die uns alle über den Dornwall hinweg interessiert anblickten. Dahinter, so weit und so verschwommen, daß sein blauer Kegel sich kaum von dem helleren Himmel abhob, stieg ein Vulkanberg auf.» Die meisten von uns müssen Afrika durch Filme, Beschreibungen und Museen kennenlernen. Wer schon ein mehr oder minder deutliches Bild von dem großartigen Kontinent besitzt, wird diesen Reisebericht mit kritischer Freude lesen, wer sich ihm erst zuwendet, den wird Farson erst recht zu einem tieferen Interesse verlocken.

▼

KAJ BIRKET-SMITH. *Geschichte der Kultur. Eine allgemeine Ethnologie. Aus dem Dänischen von Dr. H. Dietschy. 587 Seiten. Orell Füßli, Zürich 1946.*

Die Schweizer Verleger zeigen Mut und eine Weitsicht, die hoffentlich nicht enttäuscht wird. Dazu gehört der Artemis-Goethe. Dazu gehört die Geschichte der Zivilisation von Will Durant, von der uns der Verlag A. Francke in Bern die ersten zwei mächtigen Bände vorlegt. Und dazu möchten wir auch die allgemeine Völkerkunde des Kopenhagener Forschers zählen, die in seiner Heimat mit Unterstützung einer Stiftung erschien, bei uns aber im Vertrauen, daß ein so breit angelegtes Werk seinen eigenen Weg macht und nicht schließlich seinen Verleger allein teuer zu stehen kommt. — Das Werk gliedert sich in zwei Hauptteile: Einmal in die Schilderung der Grundprobleme und der Tatsachen der materiellen Kultur (Anfänge des Handwerks, Wirtschaftsleben, Tracht, Wohnung und Verkehr), dann die Darstellung der Gesellschaftsformen und des Geisteslebens (Ehe, Verwandtschaft, Sippe, Totem, Altersklassen, geheime Gesellschaften, Stände, Regierung, Staat; Entwicklung der Moral, Anfänge des Rechtslebens, Krieg und Frieden; primitive Weltanschauung, Kunst, Voraussetzungen der Wissenschaft; das letzte, ganz besonders wichtige Kapitel beschäftigt sich mit den Kulturschichten und Kulturströmungen, Anfänge in der Eiszeit, das Licht aus dem Osten, die Hochkulturen, abschließend die ethnologischen Probleme Amerikas). Birket-Smiths Kraft, immer das Ganze vor Augen zu führen, ohne doch dem Teil Gewalt anzutun, ohne auch das Ganze spekulativ zu vergewal-

Ein schneller und leichter Weg zu neuer Schönheit!

Während Sie schlafen, macht Pond's Ihre Haut weicher, reiner, strahlender

Hier eine schnelle und leichte Methode zu neuer Schönheit — eine Methode, die schon lange von Damen der englischen Gesellschaft bevorzugt wird!
Diese Schönheitspflege ist einfach und gar nicht teuer. Probieren auch Sie sie einmal! Reinigen Sie jeden Abend, bevor Sie zu Bette gehen, Ihr Gesicht gründlich mit Pond's Cold Cream. Tragen Sie dann noch eine dünne Schicht Cold Cream auf . . .
. . . während Sie schlafen führt Pond's Cold Cream Ihrer Haut die so nötigen Nährstoffe zu und macht sie dadurch geschmeidiger, weicher und reiner. Am Morgen vollenden Sie die Behandlung, indem Sie das Gesicht mit Pond's Skin Freshener betupfen. Das regt die Blutzirkulation an und bringt Farbe auf Ihre Wangen.
Um eine gute Grundlage für den Puder zu haben, verwenden Sie am besten ein klein wenig Pond's Vanishing Cream. Auf dieser angenehmen, nicht fettenden Grundlage haftet der Puder während Stunden. Verschaffen Sie sich Pond's Creams und Pond's Skin Freshener noch heute und beginnen Sie sofort mit einer regelmäßigen Schönheitspflege. Sie werden entzückt sein, wieviel Ihr Aussehen gewinnt.

Verwenden Sie regelmäßig, bevor Sie zu Bette gehen, Pond's Cold Cream, um die Haut von Schmutz und altem Make-up zu reinigen. Lassen Sie eine dünne Schicht Pond's Cold Cream auf dem Gesicht: während Sie schlafen, verschönert sich die Haut.

POND'S

COLD CREAM
VANISHING CREAM
SKIN FRESHENER
LIPSTICK

Unter den vielen schönen Pond's Anhängerinnen befinden sich Mrs. John Churchill, Lady Mary Blanger und Miss Anne Morgan.

Generalvertreter für die Schweiz: F. COATE, 57, Route de Frontenex, GENÈVE.

Kleenex verkürzt den Schnupfen!

Bevor eine Schachtel aufgebraucht ist, —

ist die Erkältung

vorbei.

Otto Glaser

KLEENEX

INTERNATIONAL
CELLUCOTTON
PRODUCTS COMPANY

Doetsch, Grether & Cie. AG.

Vermeiden Sie Selbstansteckung durch das Taschentuch. Verwenden Sie Kleenex. Sie benützen es einmal und werfen es weg. Es kostet so wenig: die große Schachtel Fr. 2.50.

tigen, muß bewundernswert genannt werden. Die Fülle der vorgebrachten Details verwirrt nicht, ein zäher Ordnungssinn bringt sie in verständnisfördernde Nachbarschaft. So zeigt sich im Material der Prähistoriker, der Historiker, der Völkerkundler, der Volkskundler, der Psychologen und der Philosophen das Gemeinsame oder doch die echten Analogien. Immer geht es dabei um unsere ureigensten Belange, um die Rätsel unserer eigenen Herkunft, um die Erklärung unseres eigenen alltäglichen und doch so unverstandenen Verhaltens. Das Buch muß ähnlich etwa Bavinks Ergebnisse der Naturwissenschaften erarbeitet werden; der Anfänger wird mit Nutzen etwa die Gliederung und das Bildmaterial von H. A. Bernatziks großer Völkerkunde zu Rate ziehen und während der Lektüre fleißig das nächste Völkerkundemuseum seiner Heimat besuchen. Wer seine Ferien an ein solches Werk schenken will, kann täglich gut 40 Seiten von ihm bewältigen, also damit in 14 Tagen wohl «fertig» werden. Er wird bei williger Aufnahme des Gebotenen das Vergangene, das Gegenwärtige und das Kommende anders, reifer und weiter beurteilen. Es gehört zu dem gänzlich Unbegreiflichen an unseren Schulsystemen, daß die allgemeine Kulturkunde kein Lehrfach bildet. So werden wir alle mit abertausend Einzelheiten belastet, die sich gegenseitig stoßen; das geistige Band fehlt, um sie sinnvoll zu verknüpfen, die organischen Zusammenhänge zu schauen, das bloße Wissen fruchtbar zu machen. Dieses Werk hilft in hohem Maße zu einer solchen Ordnung. Es klärt und vertieft unsere Begriffe von der Kultur, Religion, von der Frauenfrage, vom Marxismus, von der Demokratie, von Wirtschaft und Freiheit. Ein Lehr- und Lesebuch über den Menschen, dem wir viele Erfüller dessen wünschen, was ihm sein sorgfältiger Uebersetzer nachrühmt: «Angenehm an Abenden zu lesen.»

▾

Adolf Keller. *Amerikanisches Christentum — heute. 479 Seiten. Evangelischer Verlag AG. Zollikon, 1943.*

Auch auf philosophischem, theologischem Gebiete fehlen die Ueberraschungen nicht. Der Verlag A. Francke gab 1946 Iwan Iljins Philosophie Hegels als kontemplative Gotteslehre heraus (432 Seiten), die deutsche vom Verfasser selber bearbeitete Ausgabe seines 1918 russisch in zwei Bänden erschienenen Werkes. Wenn auch das Echo auf diese verlegerische Großtat bis heute beinahe gänzlich fehlt, so darf dies nicht darüber hinwegtäuschen, daß hier ein Ereignis ersten Ranges vorliegt und wir diese erschütterte wie erschütternde Oststimme zu Hegel nun in einem geradezu bezaubernden Deutsch vernehmen dürfen. Dieses Werk ist zu blutvoll, zu erlebt, als daß es durch die neueren, deutschen Arbeiten von Th. Haering, R. Kroner, H. Glockner oder Nik. Hartmann irgendwie überholt wäre. Wir hoffen bei Gelegenheit ausführlicher darauf zurückzukommen.

Ein anderes Ereignis bildet Karl Barths Protestantische Theologie im 19. Jahrhundert. (Zollikon 1947.) Wie immer man zu des Verfassers theologischen Konstruktionen stehen mag, hier wird ihm auch von jenen Anerkennung sicher sein, für die sonst die Beschäftigung mit ihm nur ein Meer von Leiden bedeuten konnte. Welche Fülle des Geistes, welche Luzidität in der Behandlung des Stoffes, welch großgearteter Umgang mit so durchaus Andersgearteten! Wenn man solchen Werken weite Verbreitung wünscht, möchte man vor allen Dingen auch wünschen, daß sich die freie Zeit weit verbreitet, die zu ihrem Studium nötig ist.

Ein Buch, das lauter Freude und schönsten Gewinn bringt, legte Adolf Keller vor wenigen Jahren mit der Schilderung des modernen Christentums in den Vereinigten Staaten vor. Er war wie keiner berufen, es zu schreiben. Es schenkt auf jeder Seite und verletzt auf keiner. Er ist dort zu Hause, wo Christus und seine Kirche sind, aber man spürt es wohl, der «natürliche» Mensch ist ihm kein Greuel, über den gewisse moderne Theologen mit überfeinerter Geistigkeit herfallen und nicht merken, daß die Arroganz ihres lieblosen Urteils schon fast ein Mord ist. So kann er ohne zu richten Strömungen schildern, die sich weit von irgendeiner Orthodoxie entfernen, und Menschen anerkennen, deren Eigendenken und Eigenzweifel sie in gefährliche Häresien stürzen. Es ist die Haltung, von der wir glauben, daß in ihr das Christentum allein noch seine Zukunft besitzt, während es die extremistischen Theologen in einer Notzeit ohnegleichen nur noch weiter zerfleischen. Kellers Buch müßte die europäischen Christen immer mehr beschäftigen, so wie er jetzt auch von einem vermehrten Eindringen der modernen europäischen Theologie nach Amerika berichtet. Eine Besinnung auf das Gemeinsame, wann wäre sie je nötiger gewesen als heute? Mit wieviel Vorurteilen haben wir hüben und drüben aufzuräumen und zuzugeben, daß manche unserer Vorurteile allein aus Ignoranz bestehen. Welch ein farbiges, lebendiges Leben schildert uns der Verfasser! Es ist ja dieselbe Kirche Christi, aber sie spricht dort zu anderen Menschen, mit einer anderen, nicht so zerschwatzten, zerätzten, verdialektisierten Gläubigkeit. Darum ist auch die Kirche selber «stark, reich, mächtig und mutvoll». «Man möchte die amerikanischen Christen manchmal verwundert fragen: Wie wirkt dieses heimliche und verborgene Leben aus Christus auf euer ungeheures, vollströmendes, mächtig dahinrauschendes Leben in diesem Riesenland, während wir erfahren, daß es

EINE SEIT JAHRZEHNTEN GEPFLEGTE TRADITION HANDWERKLICHER SCHUHMACHERKUNST NACH DEN GEH- UND STEHFUNKTIONEN MODELLIERTE LEISTEN SIND DIE GRUNDE DER VOLLKOMMENHEIT DER LOW- UND PROTHOS-SCHUHE

EINE SEIT JAHRZEHNTEN GEPFLEGTE TRADITION HANDWERKLICHER SCHUHMACHERKUNST NACH DEN GEH- UND STEHFUNKTIONEN MODELLIERTE LEISTEN SIND DIE GRUNDE DER VOLLKOMMENHEIT DER LOW- UND PROTHOS-SCHUHE

Stadt Bottilon

PELZGEFÜTTERT
KORKISOLIERT
ELEGANT WARM
PRAKTISCH

ERSTKLASSIG
IN MATERIAL
ARBEIT UND PASSFORM

LÖW UND PROTHOS AG. OBERAACH, THG.

Besser gehen in Löw und Prothos

Gut bedient im SCHUHHAUS LÖW-PROTHOS

Basel, Gerbergasse/Falknerstrasse 12 — Genf, Place du Lac 1 — Thun, Bälliz 32 — Zürich, Usteristr./Linthescherg. 8 — Bern, Amthausgasse 16
Basel, BOITE CHAUSS., Streitgasse — Lausanne, St-Pierre 6 — Olten, LÜTHY, Kirchplatz — Zürich, CENTRAL, Limmatquai 112 — Baden, Bruggerstr. 12
St. Gallen, LÜTHI, Neugasse 5 — Luzern, HOFMANN, Weggisgasse 28 — Weinfelden, LINDENHOF, Marktplatz

Primrose House

ROSELEAF CLEANSING CREAM
die hervorragende Reinigungscrème für die Abendpflege oder vor dem Make-up. — Gründliche und angenehme Entfernung aller Hautunreinigkeiten. — In guten Spezialgeschäften. — Direkter Import aus den USA.
Generalvertretung für Europa: Primrose-House AG., Basel 15

Chervet

L'ACADEMIE SCIENTIFIQUE DE BEAUTE DE PARIS
gibt Ratschläge...

Auch die Wintersonne gibt Ihrer Haut jugendlichen Charme

Trotz aller Vorsicht «verbrennt» zarte Gesichtshaut sehr oft und trocknet aus unter der Einwirkung von Kälte und Sonne. Darum sollte man bei der Auswahl einer Hautcreme vorsichtig sein. Jede Frau, die den Ehrgeiz hat, während des Wintersports einen schönen, gesunden Teint zu haben, sollte einen Flakon Lanolski Oil mitnehmen. Wer sich damit einreibt, gibt seinem Gesicht eine Schutzschicht, die das Sonnenlicht filtriert und auf diese Weise ein normales, ungefährliches Braunwerden ermöglicht. Das Lanolski Oil, das neueste Resultat langer, kostspieliger Versuche, ist wichtig für jede Frau, die sich einen jugendlichen Teint bewahren möchte.

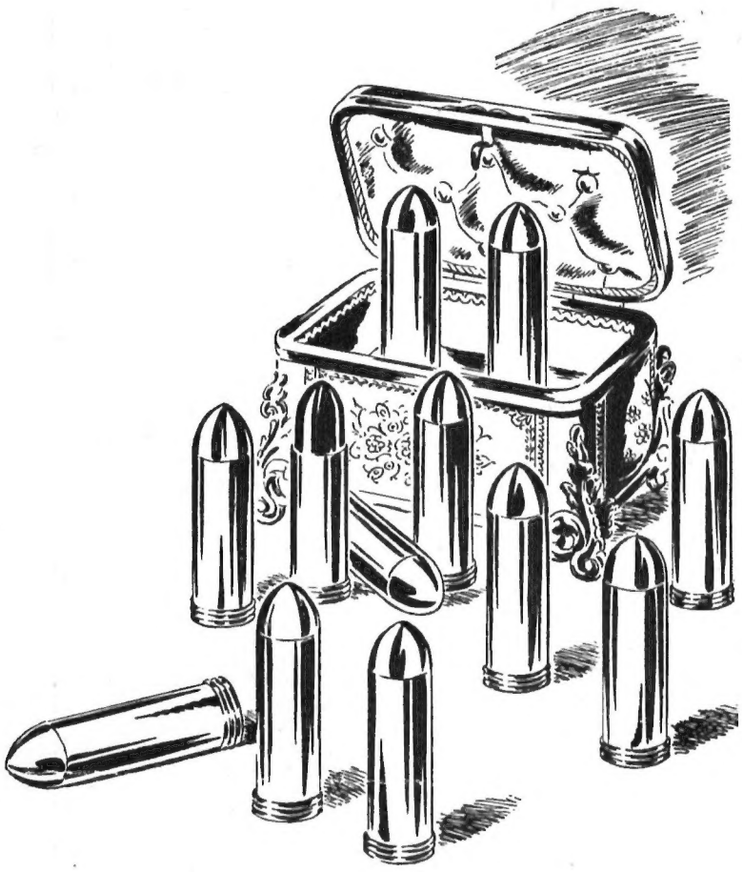
Keine Gesichtsröte mehr

Jede Frau fürchtet den Winter; denn unter dem Einfluß der Kälte und des eisigen Windes erweitern sich die Blutäderchen im Gesicht und werden sichtbar. Dadurch bekommt die Haut ein bläulichrotes Aussehen und wirkt unschön.
Die Académie Scientifique de Beauté de Paris empfiehlt zwei Produkte von außerordentlicher Wirksamkeit, um diesen Einfluß zu bekämpfen. Die Creme Couperose Nr. 66 für die Nacht und das Gesichtswasser Couperose Nr. 66 für den Tagesgebrauch. Beide Produkte regen die Blutzirkulation in den feinen Äderchen, die gleich unter der Haut liegen, an.

Ratschläge und Probepackung gratis auf Wunsch durch die Académie Scientifique de Beauté de Paris, 8, Rôtisserie, Genf (50 Rp. in Marken für Unkosten beilegen).

Dieser neue Lippenstift

REVLON



stellt die bedeutendste Neuerung auf diesem Gebiet dar, quasi das Summum der Zweckmässigkeit!

Seine Eigenschaften werden Sie begeistern: einmal haftet er wunderbar an, so lange wie Sie es wünschen, dann ist seine Zusammensetzung so, dass Ihre Lippen einen zarten, seidenähnlichen Glanz bekommen.

Und erst die Farben! Wahrhaftig, nur Revlon konnte solch originelle, eigenwillige, persönliche Nüancen herausbringen.

Der Revlon-Lippenstift wird in einem gediegenen, dauerhaft vergoldeten Etui geliefert.

CYPRIA, BAHNHOFSTRASSE 24, ZÜRICH - IMPORTEURE

uns wie in ein Sterben hineinreißt?» (S. 21). Vielleicht, weil die Konfirmanden dort Walt Whitmans Gesundheit zum Leben lesen und nicht wie bei uns Kierkegaards Krankheit zum Tode? Aus Kellers Darstellung läßt sich viel Glauben und Hoffnung schöpfen. Auch wenn der Social-Gospel-Idealismus sich bitter berichtigen mußte, scheint er sich keinem dialektischen Katzenjammer zu ergeben. Die amerikanischen Christen stehen vor den größten Sozialaufgaben, welche die Weltgeschichte je gestellt hat. Die Wüste wächst, sagte Nietzsche, weh dem, der Wüsten birgt. Wieviel Wüste die amerikanische Seele birgt und schöpferische Oasen und fruchtbares Weidland — dies wird in unsern Tagen den weltgeschichtlichen Ausschlag geben.

Berichtigung. Im Oktoberheft Nr. 10 des letzten Jahrganges rügten wir Seite 66 unter «Bücher- und Zeitschriftenschau» Druckfehlerteufeleien im Schweizer Lexikon. Es wurde dort festgenagelt, daß der Wiener Dozent nicht H. Ertl sondern — und so steht es jetzt zu lesen — Hans Eibel heiße. Daran muß besagter Teufel eine ganz spezielle Freude haben — der Professor heißt nämlich nicht Eibel, sondern Eibl. Womit wir uns diesmal zu dem Völklein zählen, das merkt, wenn er es am Kragen hat. WRC.

Der Mäuseesser

Wissen Sie, wo das Land Kurdistan liegt? Selbstverständlich, das liegt dort, dort unten halt, dort hinten bei Kleinasien, in der Nähe von Iran oder Irak, jedenfalls dort drüben, mehr rechts, östlich, mit einem Wort . . . Richtig, dort liegt Kurdistan.

In Kurdistan kommen die Kurden vor, aber nicht nur in Kurdistan, sondern auch in der Pension «Asta». Hier allerdings bloß in der Einzahl.

Herr Gurian oder der «Kurde», wie er kurz von den anderen Pensionsgästen und von der Schöpferin dieses wirklich empfehlenswerten Etablissements genannt wurde, unterschied sich in nichts von den übrigen Insassen der «Asta», vielleicht war seine Haut ein wenig gebräunter, so wie die vom Fräulein Lilly, wenn sie am Sonntag vom Baden und vom Nußöl kam, sonst hätte er einer der unsrigen sein können, ein Mensch wie wir, mit Flanellhosen und kariertem Rock und zwei Fleischmarken zum Abendessen.

«Gomm Sie», sagte er eines Tages in seinem nur aus ganz kleinen Stückchen bestehenden Deutsch — so gebrochen war es nämlich — und zog die Pensionswirtin in sein Zimmer.

Dort saß eine Maus unter einem Wasserglas, in das sie der gewandte Kurde mit fakirhafter Geschicklichkeit gebracht hatte, wie unter einer Käseglocke, schnupperte munter und unbefangen und war sich in keiner Weise ihrer kompromittierenden Existenz bewußt.

«Mein Gott und Herr!» rief die Wirtin, himmlischen Beistand herabflehend, und schlug die Hände vor das verstörte Gesicht.

«No, no», machte der Kurde begütigend und schüttelte ein wenig sein Haupt, weil er diesen Aufwand von Entsetzen über ein im Grunde sehr kleines Ereignis nicht verstand. «Mausel», meinte er dann und zuckte wie entschuldigend mit den Schultern.

«Eine Maus», bestätigte die Hausfrau tonlos und sah — vom persönlichen Schrecken ganz zu schweigen — ihr Unternehmen bereits zugrunde gerichtet, wenn es nicht möglich war, strengste Diskretion zu beobachten.

«Was werden Sie mit der Maus machen?» flüsterte sie und starrte auf das zierliche Tier im gläsernen Käfig.

«Ich werde sie essen mit Brot!» erwiderte der Kurde unbefangen.

«Hu!» schrie die Dame des Hauses auf und stürmte schreckensbleich aus dem Zimmer dieses kannibalischen Menschen.

Der «Hu!»-Schrei lockte andere Gäste auf den Gang.

«Der Kurde», lallte die Wirtin. Und dann log sie listig: «Er hat sich eine Maus mitgebracht, und die will er essen mit Brot!»

«Eine Maus — mit Brot?» wiederholten die Umstehenden erstaunt, als wäre eine Maus ohne Brot zu essen weiter nichts Verwunderliches.

«Mit Brot», hauchte die Hausfrau.

«Wenn's ihm schmeckt», meinte Herr Lederer aus Wien.

«Maus mit Brot soll wohl Ihr markenfreies Stammgericht werden, wie?» sagte Herr Jaschke aus Berlin, der natürlich die List der Hausfrau durchschaute.

«Ich habe immer schon im stillen etwas ähnlich Unheimliches von ihm vermutet», gestand Fräulein von Fels-Felsenstein bebend, während Herr Sikora, Agent, ein Mann, der in allen Belangen Bescheid wußte, erklärte, daß es sich um einen religiösen Brauch handle. Kurden seien durch ihren Glauben verpflichtet, von Zeit zu Zeit eine Maus mit Brot zu essen.

«Prachtvoll, diese unverbildete Wildheit», flüsterte die sechzehnjährige Tochter der Hausfrau mit leuchtenden Augen.

In diesem Augenblick öffnete sich die Tür, und der Kurde trat auf den Gang, mit einem erstaunten Lächeln die Ansammlung vor seinem Zimmer musternd. Er hielt ein Wörterbuch in der Hand. «Nix essen mit Brot, Frau Hausfrau», erklärte er fröhlich, «fü-füttern!» Otto Hofmann-Wellenhof

8 Jahre gewaltiger technischer Fortschritte

1939 Utopie... heute Wirklichkeit

Radar... Düsenflugzeug... riesig sind die Fortschritte, die die Technik in den letzten 8 Jahren machte. Auch die Forschung um ein noch besseres Auto-Oel ist in den vergangenen 8 Jahren gewaltig vorwärts gekommen. Das Resultat: *Esso Motor Oil!*
Seine Vorteile? In heißem Zustand wird *Esso Motor Oil* nicht so dünn wie andere Oele, in kaltem nicht so dick. Mit andern Worten: die Schwankungen in der Viskosität sind auf ein Minimum herabgesetzt — daher:

Leichter Start
Kleinster Oel-Verbrauch
Der Motor lebt länger

GARANTIE: Abfüllung ausschließlich in der Raffinerie. *Esso Motor Oil* nur in Originalbüchsen bei der Esso Tankstelle.

DAS ZEICHEN FÜR QUALITÄT

ESSO

DAS SYMBOL FÜR SERVICE

Standard-Mineraloelprodukte A.G. Zürich

Sonnenschutz mit 3-facher Wirkung!

Besserer Schutz vor Sonnenbrand, weil die gefährlichen Brenn-Strahlen absorbiert, die gesunden Ultraviolettstrahlen wirksam bleiben / Beschleunigte Bräunung, weil ein aktives Ferment die natürliche Pigmentierung unterstützt / Hautregenerierung, weil besondere Vitamol-Nährstoffe die Haut vor Austrocknen, also vor Falten schützen und harten Gesichtszügen vorbeugen

Vitamol ultra

wird von der Haut rasch aufgenommen, kein Fett-Teint
Crème. Tube Fr. 4.25 / Oel, Flacon Fr. 5.50